

MATERIALIENBAND.
Facetten feministischer Theoriebildung

Materialienband 21

Frauen-Arbeit:
Entfremdung und Freiheit

Reflexionen aus Italien

Beiträge von:
Luisa Muraro
Lia Cigarini
Maria Marangelli
Oriella Savoldi
Gisela Jürgens u.a.

Herausgegeben von der
Frankfurter Frauenschule
SFBF e.V.
Mitherausgeberin dieses Bandes:
Gisela Jürgens

ULRIKE HELMER VERLAG

**MATERIALIENBAND.
Facetten feministischer Theoriebildung**

Herausgegeben von der
Frankfurter Frauenschule / SFBF e.V.
Hohenstaufenstraße 8
D-60327 Frankfurt am Main
Fon: 069 / 74 56 74

Erscheinungsweise
MATERIALIENBAND.
Zweimal pro Jahr (Frühling / Herbst)
Preis des Einzelbandes:
18,00 DM / 18,00 SFr / 131,00 ÖS
Abonnement (Jeweils zwei Nummern):
36,00 DM / 36,00 SFR / 263,00 ÖS
inkl. Versand. Bestellvordruck im Anhang.

Bestellweg
ab Band 16: über Buchhandel oder Verlag
bis Band 15: über den Buchhandel oder
die Frankfurter Frauenschule

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Frauen-Arbeit : Entfremdung und Freiheit ; Refle-
xionen aus Italien / hrsg. von der Frankfurter Frau-
enschule/SFBF e.V. Mit Beitr. von: Luisa Muraro
... Mithrsg. dieses Bd.: Gisela Jürgens. –
Königstein/Taunus : Helmer, 1999
Materialienband. Frankfurter Frauenschule ;
SFBF e.V. ; 21)
ISBN 3-89741-028-1
NE: Frankfurter Frauenschule : Materialienband

Copyright © 1999 Ulrike Helmer Verlag,
Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © der Einzelbeiträge bei den Autorinnen
Gesamtherstellung: Niederland Verlagsservice,
Königstein/Ts.
Printed in Germany

Inhalt

Vorwort	7
Gisela Jürgens Einleitung	9
Lia Cigarini/Maria Marangelli Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen	15
Gisela Jürgens Die gleichen Dinge auf verschiedene Weise tun	21
Luisa Muraro Anfangen, die Wahrheit zu sagen	33
Dienstagsgruppe/Gewerkschaftshaus Brescia Fabrikarbeit Denkarbeit	41
Manuela Cartosio interviewt Oriella Savoldi Auf der Tagesordnung: Der Sinn der Arbeit	49
Lia Cigarini Über die politische Repräsentation der Frauen	55
Luisa Muraro Das Spiel ändern	65
Luisa Muraro Ansteckend und zum Greifen nah	73
Diskussion LehrerIn sein – ist das Arbeit?	81
Annamaria Rigoni/Mari Zanardi Begehrens-Zeit	95

Dieser Materialienband hat eine ungewöhnliche Form. Die Reihe ›Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung‹ stellt ja seit fünfzehn Jahren in regelmäßiger Folge theoretische Texte vor, will sie feministisch interessierten Leserinnen zugänglich machen, um so zum Fortgang der Diskussionen im Bereich Frauenpolitik, feministische Theorien, Geschlechtertheorie beizutragen. In der Regel veröffentlichen wir nur Aufsätze, die zuvor im Rahmen einer Tagung in der Frankfurter Frauenschule vorgetragen worden sind. Schon einmal haben wir in Abweichung von dieser Regel eine Sammlung von Texten aus Italien veröffentlicht: Band 6 / 1990 brachte einige Vorträge von Luisa Muraro, die für deutsche Leserinnen sonst nicht zugänglich waren.

Auch der hier vorliegende Band versammelt Texte italienischer Autorinnen, denen gemeinsam ist, daß sie einer bestimmten Richtung von Differenztheorie zuzurechnen sind, die im deutschsprachigen Raum meist mit dem Kürzel ›Die Italienerinnen‹, mit dem Namen einer ihrer Wortführerinnen, Luisa Muraro, oder mit einem zentralen Stichwort ihrer Theorie als ›affidamento‹-Position charakterisiert werden. Nach unserem Eindruck gibt es nach wie vor großes Interesse an dieser Position. Deshalb stellen wir hier, obgleich die Frauenschule sich nicht zu ihren Anhängerinnen zählt, einige aktuelle (und einige ältere, jedoch kürzlich wiedererschienene) Texte vor. Es ist immer die Haltung der Frankfurter Frauenschule gewesen, auch solchen Positionen Raum zu geben, die wir nicht

teilen, damit sich unterschiedliche Auffassungen aneinander reiben können.

Die Auswahl, Zusammenstellung und Übersetzung der Texte hat Gisela Jürgens, Mitherausgeberin dieses Bandes, betrieben, sich auch um Rechte und Übersetzung gekümmert – ohne ihre Arbeit wäre dieser Band nicht zustande gekommen. Die Übersetzung aus dem Italienischen besorgten Traudel Sattler und Angelika Dickmann. Im Herbst 1999 wird die Frauenschule eine Diskussionsrunde veranstalten, in der die Texte mit den Herausgeberinnen und Übersetzerinnen diskutiert werden können.

Mai 1999

Als Herausgeberinnen für die Frankfurter Frauenschule
Barbara Köster und Barbara Rendtorff

Gisela Jürgens

Einleitung

Seit 1988 fanden an der Frankfurter Frauenschule wiederholt Veranstaltungen sowie Tagungen mit Frauen aus Italien statt. Im Zentrum standen die Theorie der Geschlechterdifferenz sowie eine neue politische Praxis, die in Deutschland unter dem Namen *affidamento* bekannt wurde. Eingeladen waren Frauen der Libreria delle donne di Milano, der Philosophinnengemeinschaft Diotima aus Verona, Gewerkschafterinnen und Politikerinnen der P.D.S., Rom.

Die internationale Veranstaltungsreihe FRAUEN ARBEIT in EUROPA, eine Konzeption, die 1998 in Kooperation von der Frauenschule Frankfurt/Main, dem Frauenzentrum Rüsselsheim und der SEFO Darmstadt durchgeführt wurde, begann mit dem Tagungsvortrag von Lia Cigarini und Maria Marangelli, Traudel Sattler übersetzte. Ein Treffen, das nicht nur Maßstäbe für die folgenden an die Hand gab, sondern auch Impulse setzte. Der Austausch hierzulande wird fortgeführt, eine Gesprächsgruppe hat sich organisiert, die Vortragsreihe wird über die geplanten Veranstaltungen hinaus fortgesetzt – und eben das Projekt dieses Materialienbandes entstand.

Einige der vorliegenden Beiträge sind, wie jeweils vermerkt, in Italien erstmalig in der Zeitschrift *Via Dogana* veröffentlicht worden, die viermal im Jahr erscheint, jede Nummer einem anderen Thema gewidmet. Weitere Texte sind dem *Blauen* bzw. *Goldenen*

Sottosopra entnommen. Dabei handelt es sich um eine sporadisch erscheinende Streitschrift, die sich nach der Farbe nennt. Die Tageszeitung *il manifesto* gab die freundliche Genehmigung zum Abdruck eines Interviews. Aus dem Buch *La politica del desiderio* von Lia Cigarini stammt ein weiterer Beitrag von ihr. Dem Band *Buone notizie dalla scuola* haben wir einen Aufsatz von Luisa Muraro und eine Debatte zwischen LehrerInnen entnommen.

Die Übersetzung aus dem Italienischen erfolgte durch Traudel Sattler und Angelika Dickmann. Traudel Sattler klärte zudem Fragen und Positionen, aktualisierte die Auswahl der Texte und besorgte die Übersetzungsrechte. Allen Beteiligten gilt mein ausgesprochener Dank.

Die meisten Artikel sind neueren Datums, auf ihr baldiges Erscheinen hat Lia Cigarini Wert gelegt, um eine breite Diskussion zu ermöglichen. Denn es handelt sich nicht um eine abgeschlossene Theorie, »die 200 Jahre Erzählung über männliche Lohnabhängigkeit ersetzen soll«, sondern um eine Art »work in progress«. Lia Cigarini und Maria Marangelli stellen in ihrem Vortrag einige Ergebnisse aus der Mailänder Reflexionsgruppe über Arbeit vor. Alle Teilnehmerinnen, junge Frauen, Gewerkschafterinnen, Politikerinnen und Selbständige, arbeiten in qualifizierten Berufen. Weder definieren sie sich über ihre Arbeit noch identifizieren sie sich mit ihr. Sie haben darüber Kenntnisse erworben, Beziehungen aufgebaut und wichtige Dinge verwirklicht. Sie erklären, die eigene Freiheit auch über die Arbeit suchen und realisieren zu wollen. Eine neue und einzigartige Erfahrung eröffnen sich diejenigen, die das Frausein/Mannsein nicht übergehen, sondern eben davon ausgehen, d.h. von dieser unaufhebbaren Differenz. Die Politik des Ausgehens von sich basiert auf einer Praxis der Beziehungen, die nicht-instrumentell ist. Es ist eine Praxis des Denkens und Han-

delns in Beziehung zu (einer) anderen als Schutzschild gegen Sinnlosigkeit und Entfremdung. Lia Cigarini und Maria Marangelli betonen den Weg, der hier beschränkt wird. Es ist der Weg der Bewußtwerdung, der politische Praxen entdecken und erfinden läßt, um Freiheit zu schaffen. Derart werden Antworten gesucht auf die Probleme der Zwänge in der Arbeit, die unumgebar sind. Für die Autorinnen gibt es weder garantierte Freiheitsrechte noch einen Sinn der Arbeit, die von außen kommen könnten.

Den Einsatz von Frauen in der Arbeitswelt zu benennen, die Modalitäten des Arbeitens bewerten und den eigenen Sinn zirkulieren zu lassen – halte ich für unabdingbar, um symbolischen Gewinn zu machen aus der Tatsache, daß Frauen und Männer gleiche Arbeiten verrichten (können), sie aber mit unterschiedlichen Vorzeichen versehen. Die Erfahrung lehrt, wenn weibliche Differenz dem Maßstab von Frauen inhärent ist, verändert ihr Ausdruck das Maß der Entfremdung in der Arbeit.

Um Antworten auf die wichtigsten Fragen zu finden, auf Fragen, die der Alltag selbst aufwirft, schlägt Luisa Muraro vor, damit anzufangen, die Wahrheit zu sagen. Die Taubheit der Institutionen Kirche und Wissenschaft, sowie die von Männern und Frauen, wenn sie vom Geschlecht abstrahieren und die Wahrheit im Neutralen suchen, leistet der Virilisierung einer Gesellschaft Vorschub. L. Muraro unterstreicht die Notwendigkeit der Vermittlung von persönlicher Lebensstrategie und materiellen Existenzbedingungen. Dies hilft, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen.

Das verdeutlicht der Beitrag *Fabrikarbeit Denkarbeit*. Eine Gruppe von Frauen berichtete bereits vor zehn Jahren im *Goldenen Sottosopra* von ihrer Arbeit in der Gewerkschaft. Die Frauen untereinander verbindet eine Politik der Beziehungen, hinter der die offizielle Gewerkschaftslinie zurückbleibt. Sie erzählen, daß sie

nicht überall dorthin gehen, wo sie gerufen werden, und selbst wenn sie gehen, enttäuschen sie die Erwartungen anderer (etwa des Vorstands), denen die bloße Präsenz von Frauen genügte. Unbeabsichtigt enthüllen sie so die Beschränkungen von Rolle und Funktion, und durchaus beabsichtigt: das Nichtrepräsentative. Die unvorhersehbare, unvorhersagbare Präsenz einer Frau, eines Mannes, durch ihre Präsenz in der ersten Person.

Daß die traditionellen gewerkschaftlichen Organisations- und Kampfformen von gestern sind, nicht aus den stattfindenden Veränderungen gewonnene, hält *Oriella Savoldi* vornehmlich dem Nichtzuhörenkönnen geschuldet. Frauen und Männer, Objekte der gewerkschaftlichen Repräsentanz, arbeiten nicht nur, sie sprechen auch, ohne daß ihre Worte erkannt werden. Die Stärke der Position Savoldis – im Interview klar kontrastiert durch Manuela Cartosios Standpunkt – besteht in der Nichtidentifikation mit dem System gewerkschaftlicher Repräsentation. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich auf die lebendige Praxis von Frauen und Männern. Daher kann sie die anderen Bedürfnisse Jüngerer wahrnehmen, denen neue Formen des Verhandeln korrespondieren. Sie kann die »unerwartete Revolution« begrüßen, auch das, was Altes und Neues, nebeneinander und gleichzeitig, mit sich führen. O. Savoldi schätzt die Wirksamkeit ein, welche die Rede vom *Sinn der Arbeit* hat, wenn sie auf der gewerkschaftlichen *Tagesordnung* steht.

Eine Frau, Protagonistin ihres Lebens, ihrer Arbeit in erster Person, wer/was kann dies repräsentieren außer sie selbst? *Lia Cigarini* hat dieses Problem früh aufgeworfen und damit die Frage nach der *politischen Repräsentation der Frauen* gestellt. Was bewirken Nominierungen qua Quote, Ämterbesetzungen per Prozent und paritätische Plazierung? Sie repräsentieren das weibliche Geschlecht auf dem »kleinsten gemeinsamen Nenner ihres Elends«. Nicht auf

der Ebene einer radikalen neuen Politik. Lia Cigarinis Reflexionen zeigen, daß der politische Wille einer Frau sehr wohl bedeutsam sein kann für Männer und Frauen. Der politische Ehrgeiz einer Frau braucht keine *repräsentative* Bindung an andere Frauen, um sich wirksam zum Ausdruck zu bringen. Was bedeutet, daß die direkte weibliche Differenz politisch agieren kann, ohne das System des Delegierens und Repräsentiert-Werdens zu benötigen.

Also gilt es, *das Spiel zu ändern*. Durch die Worte des Begehrens. Sie bringen die erstarrten Verhältnisse zum Tanzen. Worte, die nicht mit Geld aufzuwiegen sind, aber in der primären Politik der Beziehungen und Verhandlungen die Tausch-Währung prägen. Im übrigen *die* Politik, der sich die Ökonomie anpassen muß, schreibt *Luisa Muraro*, einfach durch den Wert und die Bedeutung, die hier die Beziehungen haben. Luisa Muraro deutet eine Verlagerung der Ökonomie an, die es erst noch zu entdecken gilt, was jedoch die Politik der Frauen bereits vorweggenommen hat.

Während die 68er-Bewegung den Autoritarismus bekämpfte und so für ein freies Lernen eintrat, macht *Luisa Muraro* heute den Kampf um die lebendige Lehrbeziehung aus, die ohne (weibliche) Autorität nicht zu haben ist. Ohne Autorität verlieren sämtliche soziale Beziehungen ihre Kraft, sie erschöpfen sich in funktionaler Kompetenz, auferlegt von äußeren Sachzwängen. Um die Rolle eines Hofnarren oder einer perfekten Staatsdienerin umzumünzen in eine gesellschaftlich wertvolle Tätigkeit, die *ansteckend* wirkt und zum *Greifen nah* liegt, stellt L. Muraro zunächst einmal die Arbeit der LehrerIn als Arbeit in Frage.

Die anschließende Debatte greift diese Frage auf. *Giannina Longobardi* führt die Angleichung der Schule an eine Fabrik und des Unterrichtens an die Produktion ins Feld. *Luciana Tavernini* stellt die Bedeutung ins Zentrum, die der Ort Schule hat resp. ihm zu-

kommen kann. *Rosa Porcu* thematisiert die Feminisierung der Schule und wie dieser Fakt die symbolische Ordnung verändert oder nicht. *Andrea Bagni* ist bestochen – vom Realitätssinn der Schülerinnen. Sie widersprechen dem Nützlichkeitsdenken der älteren (LehrerInnen-) Generation auf postökonomische Art. Denn heute ist man, so *Bagni*, dazu verurteilt, von sich selbst auszugehen, selbst Sinn zu finden. *Anna Maria Piussi* stellt der Hyperprofessionalisierung das Mehr an Wissen und Kompetenz der Frauen gegenüber, das immer noch dem Schweigen, der Selbstentwertung entrissen werden muß. *Luisa Muraro* verwirft das starre Bild der Geschlechter. Man versteht auch sogleich weshalb. Sie zielt auf ein Handeln ab, das derart gestaltet ist, daß Schule und Gesellschaft zusammenfinden.

Der Zeit und ihrer Gewalt begegnen *Annamaria Rigoni/Mari Zarnardi* durch das Begehren, welches seinerseits Zeit benötigt, um sich zu realisieren. Die Autorinnen zerreißen den Zusammenhang von sinnentleerter Arbeitszeit und sinnloser Frei-Zeit. Ihre Veränderung ist markiert durch das Begehren, und sie verstehen zu zeigen, wie die Zeit zur *Begehrens-Zeit* zu machen ist. So lautet nämlich die Konklusion ihrer Erfahrung.

Lia Cigarini/Maria Marangelli

Politische Praxis – um Freiheit zu schaffen¹

Aufgrund unserer persönlichen Geschichte haben wir der Reflexion über die Arbeit und den Arbeitskämpfen immer viel Aufmerksamkeit gewidmet. In den letzten Jahren beteiligten sich immer mehr Frauen aktiv an dieser Reflexion, und zwar aus der Überzeugung heraus, daß sich mit dem Thema Arbeit vor allem diejenigen auskennen, die eigene Erfahrung damit haben. Das stellt einen Bruch dar mit der Vorstellung, das Thema Arbeit falle in den Zuständigkeitsbereich von Experten und GewerkschafterInnen.

So hat eine Praxis des Erzählens begonnen, eines Erzählens von Arbeit, ausgehend von der Erfahrung der Frauen.

Unser Ausgangspunkt war also, den Sinn der Arbeit neu zu überdenken, oder genauer gesagt, die Suche nach dem Sinn in der Arbeit seitens der Frauen wie der Männer, und zwar vor dem Hintergrund der weiblichen Erfahrung – aber mit der Absicht, über die Arbeit von Frauen und Männern etwas auszusagen. Das Denken der Geschlechterdifferenz geht nämlich von der weiblichen Differenz aus, um zu zeigen, daß die Realität aus Frauen und Männern besteht. Früher gab es einen universellen Diskurs, aber er drehte sich vor allem um Männer.

1 Vortrag, gehalten am 9. Mai 1998 im Frauenzentrum Rüsselsheim; die italienische Version erschien in *Via Dogana* Nr. 37/1998

Angesichts der wachsenden Präsenz qualifizierter Frauen in der Arbeitswelt haben wir von einem »kollektiven die-Welt-zur-Welt-Bringen« gesprochen. Damit wollten wir allerdings nicht sagen, Arbeiten sei an sich positiv für die Frauen (die Arbeit an sich ist weder gut noch schlecht). Grundlegend wichtig ist hingegen der Sinn, den die Arbeit durch die Gesamtheit der menschlichen Beziehungen bekommt, und nicht weniger wichtig – wenn auch nur ein bescheidener Faktor – ist die Antwort der/des einzelnen, ohne die das symbolische Werk nicht zu realisieren ist.

Wenn wir diesen Aspekt des Sinnes, d.h. der menschlichen Realität, die in der Arbeit mitspielt, außer acht lassen, wenn wir sie nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit betrachten, dann wird die Arbeit eine abstrakte Größe, die nur quantitativ gemessen werden kann. Wenn wir uns hingegen die Frage nach dem Sinn stellen, so wollen wir damit die Bedeutung der Arbeit für die Arbeitenden selbst herausfinden und auf diese Weise herausfinden, was Arbeit ist – bevor ihr die Definitionen von Wirtschaftswissenschaftlern, Juristen, Gewerkschaftern etc. übergestülpt werden können. (Deren theoretische und praktische Einsichten haben zwar durchaus ihren Wert – wenn sie an zweiter Stelle kommen, nach der Suche nach Sinn seitens der Menschen aus Fleisch und Blut.)

Als erstes muß gesagt werden, daß die Feminisierung der Arbeit nicht durch den Markt bedingt ist, sondern aufgrund eines eigenen Wünschens und Wollens der Frauen zustande kam, die die derzeitigen Veränderungen im Bereich der Arbeit zu nutzen wußten: So stieg die Anzahl der Frauen unter anderem im fortgeschrittenen Tertiärbereich, in freiberuflichen Tätigkeiten sowie im Bereich der sogenannten »neuen Arbeiten«. Ferner hat sich herausgestellt – das gilt zumindest für die Lombardei und den Veneto –, daß die Frauen in den großen Betrieben eher in die Forschungsabteilungen

gehen bzw. dorthin tendieren, wo die professionelle Kompetenz wichtiger ist, als auf Posten mit starkem Konkurrenzdruck, die besser bezahlt, dafür aber aufreibender sind. Oder sie sind Selbständige, die dazu tendieren, sich mit anderen Frauen in Kleinstunternehmen, in Genossenschaften oder Gemeinschaftspraxen u.ä. zusammenschließen. Oder sie arbeiten verstärkt auch in der Schule und in den Sozialberufen. Wahrscheinlich tun sie das, um nach eigenem Maßstab arbeiten zu können.

Wenn man die Situation statisch betrachtet, scheint sich hier weniger eine freie Entfaltung der Differenz abzuzeichnen als vielmehr eine neue, höher qualifizierte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung.

Diese Interpretation genügt uns nicht. Hier haben wir Widersprüche vor Augen, hier handelt es sich um einen Konflikt zwischen den Geschlechtern, wir sehen hier ein Ausweichmanöver der Frauen, die sich, um nicht von den Männern erdrückt zu werden, auf die weibliche Beziehungsfähigkeit und auf einen *bescheidenen* Maßstab zurückziehen.

Von diesem Widerspruch aus muß der Bewußtwerdungsprozeß seinen Ausgang nehmen. Mit diesem Text möchten wir einen der vielen in unserer Gruppe diskutierten Punkte besonders hervorheben, nämlich die Kritik an einer Politik, die nur an der abhängigen Arbeit ausgerichtet ist, an einer Politik, die auf der gesetzlich verordneten Arbeitszeitverkürzung basiert sowie auf der Vorstellung, man müsse finanziell entschädigt werden für eine Arbeit, die zwangsläufig fremdbestimmt ist. Dieser Politik zufolge ist die entfremdete und fremdbestimmte Arbeit unausrottbar.

Wir meinen dagegen behaupten zu können, daß sich die Frauen nicht mit Haut und Haar dem Maßstab des Geldes ausliefern, ebensowenig wie der Karriere – sie bringen alles auf den Markt,

d.h. auch die Qualität der Beziehungen am Arbeitsplatz, die Reaktion der anderen auf die eigene Präsenz, das qualitative Ergebnis der eigenen Arbeit sowie die Vereinbarkeit der Arbeit mit dem Bedürfnis nach emotionalen Bindungen.

Es zeigt sich also, daß die Qualität der Beziehungen ausschlaggebend ist für eine befriedigende Qualität der Arbeit – *die Qualität der Beziehungen als Barriere gegen die Entfremdung*.

Wenn all dies aber nur ein diffuses Merkmal bleibt und nicht in Worte gefaßt wird, wenn es nicht zur Grundlage wird für eine Theorie der Arbeit, die für Frauen wie Männer gilt, dann wird man die weibliche Art zu arbeiten interpretieren als weibliche Beziehungsfähigkeit, als Charaktereigenschaft. Und so passiert es, daß das weibliche ›Mehr‹, d.h. das auf Beziehungen gegründete Wissen, von den Unternehmen sozusagen ›geklaut‹ wird.

Hier befinden wir uns auch in einem direkten Konflikt mit jenen Interpreten der Arbeit, die in der weiblichen Differenz übertriebene Anpassungsbereitschaft und Flexibilität sehen sowie geringe Bereitschaft, für Lohnerhöhungen zu kämpfen. Und wenn gewisse GewerkschafterInnen die Frauen beschuldigen, am Arbeitsplatz wenig Konfliktbereitschaft zu zeigen und dadurch die Arbeitsbedingungen zu verschlechtern, so werden damit in Wirklichkeit die Frauen selbst beschuldigt, ihre Differenz nicht ablegen zu wollen und sich nicht den traditionellen Kampf- und Organisationsformen anzupassen, die von Männern für Männer konzipiert sind.

Auch in der Arbeit gibt es, wie gesagt, den Konflikt zwischen den Geschlechtern. Die nicht mehr rückgängig zu machende Präsenz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt ist unter anderem der sichtbare Ausdruck der veränderten Beziehung zwischen den Geschlechtern.

Unseren Beobachtungen zufolge wählen die erwerbstätigen Frauen, aber auch die jungen Leute eine Form des Umgangs mit

Konflikten, die sich im täglichen Austausch entwickelt. Ein ständiges Abwägen findet statt: Was steht auf dem Spiel, wofür lohnt es sich, die Vermittlung platzen zu lassen, wofür nicht? In großem Ausmaß wird individuell oder gemeinsam verhandelt über Arbeitszeiten, Mobilität usw. Die Frauen haben Schwierigkeiten, sich in den generellen Verhandlungsplattformen wiederzuerkennen, und neigen folglich dazu, sich diesen zu entziehen. Daher kommt es, daß immer weniger gestreikt wird, und wer streikt, tut das eher aus einem historischen Gedächtnis heraus als aus echter Überzeugung, daß dies ein wirksames Mittel des Kampfes sei.

Es geht also darum, einer dezentralisierten und differenzierten Form der Verhandlung Raum zu geben, wo die neuen Bedürfnisse in neuen Formen von Zusammenschlüssen zum Ausdruck kommen können, anstatt die Flexibilität der Frauen zu verteufeln.

Auch eine weitere Position befriedigt uns nicht, nämlich die der Leute, die behaupten, die Freiheit der Arbeit ließe sich per Ausrufung eines entsprechenden Bürgerrechts garantieren. Abgesehen von unserer Überzeugung, daß die Freiheit sich nicht auf das System der Rechte zurückführen läßt, meinen wir, vor allem, was die Freiheit in der Arbeit betrifft, daß der Rückgriff auf Rechte tendenziell das Fehlen einer politischen Praxis verschleiert, einer politischen Praxis, die die unmittelbar anstehenden Probleme in Angriff nimmt.

Daher ist es notwendig, eine politische Praxis zu finden, um Freiheit zu schaffen. Ein Weg ist der der Bewußtwerdung; er ist wirksam, weil er persönliche Stärke und Klarsicht verleiht, und weil er einen beziehungsfähig macht. Die Beziehung bewirkt wiederum eine Veränderung der Realität, sowohl in subjektivem wie in objektivem Sinn. Die Beziehung erlaubt es, elastische Regeln zu erfinden, die von den Menschen im jeweiligen Arbeitskontext geschaf-

fen werden, die in diesem Kontext gedacht werden und daher den Bedürfnissen der Betroffenen entsprechen. Eine von außen garantierte Freiheit gibt es nicht.

Freiheit entsteht, wenn etwas Neues erfunden wird, wenn sich Perspektiven eröffnen und nicht mehr notwendige Verbindlichkeiten lösen. Die Welt der Arbeit ist eine Welt voller Zwänge, die durch die Natur der Arbeit selbst gegeben sind, und daher ist es unwahrscheinlich, daß von außen Freiheit hineingebracht werden kann.

Mit diesem Text möchten wir eine Diskussion darüber eröffnen, welche Praxis eine Antwort geben kann auf die Probleme der Freiheit in der Arbeit.

Gisela Jürgens

Die gleichen Dinge auf verschiedene Weise tun¹

»Die Welt ist ungeheuer gegenseitig«

Wie sich die Zeiten ändern! Ein Häresie-Verdacht trifft diejenigen, die das Kapital nicht verteufeln, sondern es zu nutzen wissen; Cassandra-Rufe sind bestsellerverdächtig, wenn sie den »ökonomischen Terror« an die Wand malen. Letztere haben zudem Presse und Männer-Regenten noch einmal geschubt – aber zur Sache. Der Untergang nicht Trojas, sondern der Arbeit wird ausgerufen, zumindest der Arbeit auf Dauer und das für die meisten Menschen. Arbeit meint hier (mehr)wertschaffende Arbeit, die Güter und Dienstleistungen produziert, auf dem sogenannten 1. Arbeitsmarkt geleistet und entlohnt wird. Aber welche Selektion da auch stattfindet, welche zeitlichen »Umverteilungen«, zunehmende Unsicherheiten um sich greifen, die Arbeit geht nicht aus, Leistung steht im Zentrum von Bildung und Ausbildung. Vom Arbeitsmarkt, sagt man zudem, gehe eine Wirkung aus, die vor dem Geschlecht nicht haltmache, im Gegenteil, dem Mannsein/Frausein gleich-gültig gegenüber stehe, nicht zuletzt durch definierte Qualifikationen und erwerbzbare Leistungsaggressivität, die bestens entlohnt werden. Geld und Algebra sind Gleichmacher, notierte Simone Weil, das eine gefühlsmäß-

1 Gekürzte Fassung eines Vortrags, Frankfurt/Main 1997

ig, das andere intellektuell. So gesehen erweist sich das Geld-Kapital als idealer Kompagnon und Maßstab für die Bestrebungen nach Gleichberechtigung und Gleichbehandlung seitens bestimmter Frauen, seitens des Staatsfeminismus'. Die jahrhundertealte Idee der Komplementarität der zwei Geschlechter, ob als Kugelhälften, aufgrund einer gewissen körperlichen Ausstattung, als Verkörperung des göttlichen und menschlichen Gesetzes, arbeitsteilig getrennt Innen – Außen, Heimstatt – Stadtstaat, Reproduktion – Produktion – freilich immer gemäß der *hierarchischen Konzeption* des Männlichen –, diese Idee greift nicht mehr. Das Begehren von Frauen, die Tatsache, daß Männer und Frauen heute jedwede Ausbildung, jeden Beruf ergreifen und jede Position besetzen können, hat in der Tat zu einem veränderten Bewußtsein geführt. Was sich zuvor noch als spezifisch weibliche oder typisch männliche Eigenschaft gab, dann in der Ausübung von Rollen schon nicht mehr so »natürlich« mit der Biologie zu verschmelzen war, läßt sich heute nahezu gänzlich von der Geschlechts-Identität ablösen: Mütterlichkeit/Väterlichkeit sind als soziale Kompetenzen standardisiert, als skill aneignbar und zeichnen Management wie professionelle Dienstleister aus. Paritätisch besetzte Ämter und Stellen sollen den reibungslosen Funktionsablauf garantieren. Anders gesagt: Eigenverantwortliche Lebensplanung und die Erfahrbarkeit der Grenzen des Ökonomismus sind allen gemein – und trennen doch Männer und Frauen entschieden. Nicht nur im Umgang mit den Widersprüchen, auch im Umgang mit den Dingen.

Selbstbewußte Frauen bauen Häuser, die den realen Erfordernissen weiblicher Lebensqualität entsprechen. Straßen, die nicht nur für Autos da sind, sondern auch für das Rad, den Kinderwagen und durch Baumbestand die Luft zum Atmen lassen. Frauen operieren weniger, aber nicht weniger gut; sie kalkulieren umsichtig

und lieben weniger »zu sehr«. Männer lernen anders und dozieren anders – sachorientiert und objektbezogen, wie sie auch kommunizieren: selbstzentriert, den/die andere/n als vielzählige andere setzend. Diese Unterschiede kennen die meisten Frauen aus der Erfahrung, sie werden Gemeinplätze, die inzwischen auch je passenden Eingang finden in Sozialwissenschaften, in Moraltheorien und Ethik. Was folgt daraus für die These, daß heutzutage Männer und Frauen die gleichen Dinge, aber auf unterschiedliche Art und Weise machen (können)?

Für mich folgt daraus ein Konflikt. Kein Konflikt um Qualität an sich. Nachdem jedoch durch die diskursive Praxis von Frauen die verschiedenen sprachlichen Register von Männern und Frauen qualifiziert, die Präferenzen intersubjektiver versus Sach-Beziehungen und auch die Beziehungsqualitäten als verschiedene Modalitäten erkennbar geworden sind, eröffnen Frauen, ich, einen Konflikt, andere sagen: eine Wette. Beides findet statt in Worten und nur insofern, als es um Vermittlung geht. Der weibliche Wille zeigt sich und handelt für sich neben dem männlichen –, und etwas Neues kann entstehen. Ein Allgemeines, das in und als Vermittlung zwischen je konkreten Männern und Frauen im Kontext der Realität erkennbar wird. Wenn die gegebene soziale Ordnung, das Normative sich als veränderbar in unserem Sinne erweisen, läßt das auch die soziale Maske brüchig werden, hinter der sich die Individuen verbergen. Ich beziehe mich hierbei auf eine mündliche Ausführung Luce Irigarays zur Idee des Allgemeinen (»86, Berlin), mehr noch auf die Politisierung derselben, wie sie im *Roten Sottosopra* aufgeschrieben ist. Das *Allgemeine ist Vermittlung*, heißt es da, weil Unterschiede, Distanzen und Konflikte keine Trennung bedeuten müssen, wenn man zur Vermittlung bereit ist. Diese läßt eine Vermittlung nach der anderen eingehen, ohne Barrieren für den

Austausch, für das Wissen oder die Liebe. »Demzufolge ist es weder notwendig, das transzendente Eine zu postulieren noch den Pluralismus zu verabsolutieren. Mit dem/der anderen, mit dem Anderen von uns, in uns und außerhalb von uns verbindet uns der Austausch, der durch eine vermittelnde Beziehung ermöglicht wird. Alles andere bedeutet Gewalt oder Zwang oder Konfusion – und Leiden. Als *Medium* können die Sinne dienen oder körperliche Nähe oder Arbeit oder Zahlen oder Liebe... und vor allem die Sprache. Auch der Konflikt ist eine Form der Vermittlung, die zu einem fruchtbaren Austausch führen kann – wenn er in Worte gefaßt wird [...]«.¹ In der Alltagsrealität scheitert die Vermittlung oder sie produziert Neues, wenn es (symbolische) Autorität gibt. Ohne ihre Anerkennung aber zieht die Herrschaft des Selben und Gleichen ein, heute auch durch die Küchentür.

Denn trotz des Gleichmachers Geld stellen viele Frauen ein (einseitiges) Allgemeines in Frage, das sich legitimiert durch Macht und Recht und Institutionen. Bevor aber Soziologie und Politik den Mädchen/Frauen ein quasi-natürlich höheres moralisches Wertempfinden attestierten, welches die (Straf-)Gesetze, die Macht sozusagen für sie obsolet erscheinen läßt, hatten Frauen in Bejahung ihrer Differenz und in Distanz gegenüber den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften als *Charaktereigenschaften* einen kultur-politischen Kampf aufgenommen. Sich absetzend von denjenigen, die instrumentell oder spiegelnd das Männliche/die männliche Kultur zu ihrem Maßstab erklärten (ihr Projekt bezog sich auf den Vergleich mit dem männlichen Rechtssubjekt, wobei das fehlende Selbstbestimmungsrecht auf den gebärfähigen Körper als auch die

1 Libreria delle donne di Milano: Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall (auch: *Rotes Sottosopra*), Rüsselsheim 1996, S. 35

bürgerlich-rechtliche Benachteiligung gegenüber dem Mann eben eine Sache der Einklagung demokratischer Rechte war), wandten sich andere Frauen an ihresgleichen, um der weiblichen Differenz frei Ausdruck zu geben, das hieß, sie sinnfällig zu machen.

Mit der Aufforderung, Zivilisationsförderinnen der Stadt zu werden, und zwar ausgehend von unserem Frausein, wandten sich Luisa Muraro und Veronika Mariaux 1993 an uns, nachdem wir die Konflikte dargelegt hatten, die zwischen einer (linken, traditionellen, sozialen) Politik und einer Politik der Frauen entstanden waren. In der Folge beschleunigte sich nicht nur die Klärung der politischen Positionen; die Bezugnahme untereinander zeigte deutliche Präferenzen, weil sich die dualen Beziehungen als die produktiveren herausstellten; öffentliche Veranstaltungen zum Thema, Vorträge zur Kultur der Geschlechter folgten; eine explizite Verlagspolitik entstand; Treffen, Tagungen mit Traudel Sattler aus Mailand verbürgten eine Kontinuität in der Arbeit; die Pädagogik der Differenz gehört zum Selbstverständnis von Teamerinnen, die Kurse konzipieren, über deren Qualität man öffentlich spricht.

Auf diesem Weg einer ›politischen Praxis der Beziehungen‹ hat sich der Sinn der weiblichen Differenz für eine jede auf ihre Weise abgezeichnet. Was die Egalität dank repräsentativer Demokratie und der Gleichmacher Geld sicherlich zu verhindern gewußt hätten. Seitdem aber die Ungleichheit von Frauen eine dynamische Bewegung auszulösen vermag, deren Substanz eben die Ungleichheit ist, die in eine Beziehung treten läßt – und keine Destruktion bedeutet, wenn es weibliche Autorität gibt, existieren neue Austauschbeziehungen. Primäre Politik nennt das *Rote Sottosopra* diesen Austausch, primäre Beziehungen und Verhandlungen in Worten, denen keine Grenzen gesetzt sind, es sei denn, um sie zu erweitern. Differenzierte Verhandlungen sind dazu notwendiger

denn je, angefangen bei der mit sich selbst, beginnend mit der Frage nach dem eigenen Einsatz (die mit der weiblichen Verfügbarkeit bricht): »Was bin ich bereit zu geben – im Austausch wofür?«. Dies ist der wahre Markt, sagen Frauen, das Leben wird zu einem wirklich freien Markt. Sein Name ist das Symbolische. Die Sprache ist ein symbolisches Gut, und ihr Einsatz gilt für alle Beziehungen. Das meint den persönlichen Bereich, den öffentlichen, den des Arbeitsmarktes. Gerade ihm gegenüber haben Frauen reichhaltige Erfahrungen über den eigenen Einsatz; darüber, was sie in die Waagschale werfen, wenn es darum geht, die Vor- und Nachteile des Arbeitsplatzes abzuwägen; Wünsche, Bedürfnisse, eigene Notwendigkeiten mit den Anforderungen der Arbeitswelt abzustimmen.

All dies ist wesentlich ein symbolisches Handeln. Hier liegt der wirkliche Reichtum, der eine/n dazu befähigt, sich ganz ins Spiel zu bringen. In jeder Hinsicht übrigens, da es ein unerschöpfliches Vermögen gibt, das nach jeweils eigenem Maßstab auszugeben ist. Um vielleicht potenziert zurückzukehren in Form von Anerkennung, Erweiterung, Glück, mehr Energie.

Der Blick auf Macht und Rechte aber ist identifiziert mit demselben; er ignoriert diese erste (Selbst)Vermittlung, genauer: instrumentalisiert sie. Der Gedanke kam mir kürzlich während eines öffentlichen Hearings im Frankfurter Römer. Die Dezernentin der Stadt hatte »Das Ende der Frauenpolitik« ausgerufen, eine Sache, die mir plausibel erschien. Die Anhörung erfolgte jedoch nicht etwa, um aus den signifikanten Veränderungen und dem veränderten Willen der Frauen neue Maßstäbe für eine Berufspolitik abzuleiten, was weibliche Autorität voraussetzt, sondern die Anhörung erfolgte aufgrund der Geldknappheit, die weitere Kürzungen im Sozialbereich rechtfertigen sollte. Den Reformnotwendigkeiten unter eingeschränkten finanziellen Bedingungen, so der Anspruch der

Dezernentin, sollen Frauen gefälligst aktiv begegnen, die Sanktionen verarbeiten und in *neue Energien umwandeln*. Die Richtung gab die Frauenreferatsleiterin vor. In Kenntnis der Ineffektivität von Ämtern und Verwaltung, richtet sich ihr Ehrgeiz auf eine effiziente Verwaltungsreform. In derselben Logik der Sache, freilich mit entgegengesetzten Vorzeichen, blieben die Statements der gegen die Mittelkürzungen protestierenden geladenen Sprecherinnen und Sprecher. Die Repräsentantinnen der Verbände, Vereine, Schulen, Jungen Christen, Gewerkschaften..., argumentierten gegen die Kürzungen wie gehabt: Geld sei notwendig, um Macht und Einfluß, Kuchen und Tortenstücke, Frauenbündnisse contra Männerseilschaften zu sichern, um gegen Diskriminierung zu kämpfen und für die noch unerreichte Gleichstellung, von der wir noch »nie so weit entfernt« seien wie heute.

Die Fixierung auf die Größen Macht und Recht endet hier nach fast einem Jahrzehnt Förderpolitik mit ihrer Streichung, was den sukzessiven Abbau autonom organisierter kultur-politischer Arbeit bedeutet. Die erwünschte *Umwandlung von Energien* heißt im Klartext die Bindung derselben an immer knapper bemessene Gelder, mit denen »kreativ« zu wirtschaften sei. Ein Vergleich aus der Küche liegt nahe: Biokost, Fastfood, Genfood servieren, ohne daß es jemand merkt!

Positive Veränderungen blieben während des Hearings nicht unerwähnt, wenn auch in ihrer Bedeutung auf die Familie beschränkt, bzw. auf den Mann fokussiert. Eine Sprecherin konstatierte das bedrohte Selbstverständnis mancher Männer darüber, daß die alte Trennung von beruflicher Sphäre und regenerierender privater Sphäre nicht mehr gewährleistet sei – durch das zunehmende Selbstbewußtsein berufstätiger (Ehe-)Frauen und Mütter. Als Resultat des veränderten Frauenlebens und -arbeitens, der Auswir-

kungen 10–15 Jahre lang geleisteter Doppel- und Dreifachbelastung festzustellen, die Regression ins Private funktioniert nicht mehr wie ehemals für die Männer, reicht nicht aus. Zu benennen sind vor allem signifikante Ansprüche und Wünsche von Frauen nach qualitativen Beziehungen. Die Verpflichtung zur Arbeit aus Liebe – an Mann und Kind – wird von Frauen als Arbeit richtiggestellt, teilweise verweigert – um eine *Beziehung* herzustellen. Auch dieser Einsatz in Worten fällt unter die sogenannte unsichtbare Arbeit von Frauen, die sie selbst sehr wohl benennen, ohne jedoch ihren zivilisatorischen Aspekt qualitativ geltend zu machen – auch jenseits der Familie. Denn die unausgewiesene Indienstnahme weiblicher Energien, intim, privat, in der sozialen Versorgung und Fürsorge, hat schon immer die heimliche Ressource wirtschaftlicher Prosperität dargestellt. Nur so konnten letztlich industrielle, technologische Innovationen tatsächlich durchgesetzt werden, und diese Indienstnahme findet nun, wo Frauen massiv auf dem Arbeitsmarkt tätig sind, hier ebenfalls statt.

Um so mehr ist die Aufrechterhaltung eines Sozialstaates darauf angewiesen, die ehemals gratis verrichtete Arbeit der Kindererziehung und Pflege alter Menschen als Dienstleistung so billig wie möglich zu re-privatisieren. Das wird auch keine Umstrukturierungsdebatte semantisch aufwerten können, wenn sie reaktiv die »Fürsorge als erweiterten Arbeitsbegriff« und eine sogenannte »Versorgungsethik als Grundwert« (Frauenpolitische Konferenz, HH, in: *Feministische Studien* 1/97) sicherzustellen bemüht ist. Der Anspruch von Frauen, ihre soziale Arbeit *gut* machen zu wollen, drückt den unmißverständlichen Willen nach Qualität aus, der sich nicht erschöpft in der Erfüllung von Funktionen oder in einer Arbeit allein um der Arbeit/der Bezahlung willen. Qualität und Sinn spielen ineinander und sind nicht einfach als non-profit-Bereich nur

besser zu managen. Auch in der jüngsten Geschichte gab es den Unterschied in den Kämpfen von Frauen. Es ging um eine angemessene Bezahlung und um die Anerkennung ihrer Arbeit. Um Brot und Rosen. Eine Lehrerin, die ihre Arbeit weiterhin gern ausüben möchte, aber mit der Umstrukturierung der Schule in einen Dienstleistungsbetrieb für den Kunden Schüler nicht einverstanden ist; die Altenpflegerin, die weiß, wann ihre Arbeit »gut« ist, aber die Pflegestufenregelung ihr keine Kommunikation mehr gestattet, weil es ausschließlich um abrechenbare Leistungen am Klientel geht – all das sind weder Fragen rein organisatorischen Inhalts noch ethischer Werte oder rein sozialer Kompetenzen – obgleich man sie dazu machen will. Arbeit bleibt Arbeit, es sind inhaltliche Entscheidungen zu treffen – in Anhörung und Anerkennung der Maßstäbe von Frauen hinsichtlich Qualität und Sinn der Arbeit. Das, was Frauen ins Spiel bringen, wenn sie in Beziehung treten, ist bereits ein symbolisches Gut, das die Vermittlung zwischen Personen und Dingen ermöglicht, sie produziert, aber im Begriff ist zu verschwinden. Die vorherrschende Dienstleistungsmentalität läßt die Menschen mehr und mehr verstummen oder maskiert sprechen, wir verrohen ohne den Austausch elementarer Worte.

Ob bezahlt oder unterbezahlt, ob ehrenamtlich oder im Studium oder in der Elternarbeit. In der Tat kann eine Frau überall sein, sie ist überall und sie kann den »männlichsten« Beruf ausüben, sagen wir den Priester-Beruf (was in den US-Staaten möglich ist), und dennoch dem Ausdruck geben, was sie diesen Beruf hat wählen lassen und was sie darin bewirken will. Ich nehme an, die Wahl hatte vielfältige, persönliche und überpersönliche Gründe. Am wenigsten mag darunter derjenige wiegen, ein Recht auf diesen Beruf zu haben. Was *in den Worten von Frauen* und *durch ihre Worte* bezüglich ihrer Wahl sichtbar werden kann, ist schon Ausdruck der

weiblichen Differenz (in) der Arbeit. Mit ihrer Signifikation kann eine arbeits-kulturelle Veränderung beginnen. Wenn eine Frau ihr Wollen und ihre Kompetenz zur Vermittlung einsetzt, bewegt sie sich frei in der Welt mit Maßstäben, die von ihr selbst ausgehen und in die Welt eingehen. Als Simone Weil während ihrer Fabrikarbeit die Erfahrung qualitativer Beziehung machte, ließ sie das die ganze trostlose Umgebung verändert wahrnehmen, »endlich eine fröhliche Werkstatt«, – und eine Theorie der sozialen Frage der Arbeit entwerfen. Mir ermöglichte die qualitative Bezugnahme anderer Frauen auf meine theoretische Arbeit die Erfahrung, den Unterschied zur entfremdeten Arbeit gegenwärtig zu haben – durch das Mehr an Energie, im Einklang mit der Leere, die wahrlich kein ›Ausbrennen‹ ist.

Wenn hierzulande Frauen eher als Benachteiligte angeführt werden, unfähig zur Durchsetzung ihrer Interessen auf dem Markt, verrät das eine mehr oder weniger bewußte Misogynie, versteckt hinter einem Maßnahmenkatalog zur Anpassung und Selbstdisziplinierung. Ein Frauen-Bildungsetat fördert diesen Blick und nur diesen. Obligatorisch für die Ausschreibung solcherart Förderkurse scheinen ein psychologisierender Grundton zu sein, die Klage über andauernde Diskriminierung oder Selbstdiskriminierung. Nach dem Motto: »Bin ich immer noch nicht gut genug?« Unterstellt wird Frauen der Selbsteindruck, nicht zu genügen, nicht passen zu *wollen*. Denn, so heißt es, diese Frauen arbeiten weit unter ihrer erworbenen formalen Qualifikation. Die Veranstalterin des Workshops weiß, wie die offizielle Einschätzung lautet für Frauen, die sich mit statusmindernden Jobs begnügen: verantwortlich dafür soll ihr Mangel an zielgerichteter Energie bei der ausbildungsadäquaten Stellensuche sein. Sicher ist die Vermutung richtig, daß für Frauen noch etwas anderes auf dem Spiel steht, wenn es um das »Einnehmen der adäquaten Berufsrolle

geht«. Andere Präferenzen der Frauen? Mitnichten. »Das ewige Gefühl, nicht zu genügen...«. Daß Frauen sich nicht dem Arbeitsmarkt und seinen vom Geld geregelten Gesetzen ausschließlich unterwerfen, weil sie sehr wohl etwas zur Verhandlung einsetzen, etwas anderes für sie ebenfalls Wert und Bedeutung hat, möglicherweise sogar wertvoller ist, bleibt hier ausgeschlossen. Auch wenn ein derartiger Kurs starke Resonanz findet, finde ich ihn politisch verfehlt. Gefühle sind als Zeichen der Realität zu lesen, ihre Psychologisierung verdeckt diese Bindung. Faktisch entscheiden Frauen ja über ihre Aus- und Weiterbildung, über Mutter- und Ehefrausein, über gesellschaftliche Aufgaben und Anliegen – indem sie Ermessensspielräume ausloten, eigene Präferenzen setzen und ihnen auch folgen. Wegen eines Jobs nicht ins Ausland oder ostdeutsche Neuland zu ziehen, sondern bei der Familie, der Freundin, den Töchtern, in vertrauter Umgebung wohnen bleiben oder mit Kolleginnen, trotz schlechter Bezahlung und minderem Status, weiterhin eine sinnvolle Arbeit ausüben zu wollen – stellt ein Sinn- und Wertepotential dar. Es widerlegt die öffentliche Rede vom Werteverlust und widerspricht dem Kürzel eines Management-Lehrgangs »Macht was ihr wollt, aber seid profitabel«.

Was hindert daran, die Realität und den Entscheidungsprozeß von Frauen, die andere Ansprüche und Werte für sich reklamieren, wahrzunehmen, wenn nicht die Identifikation mit herrschenden Normen? Denn in der Verhandlung mit sich selbst, mit einer anderen Frau zeigt sich relativ schnell, was eine Frau will. Ohne diesen ursprünglichen Austausch aber mißt sich eine direkt mit der äußeren Welt, die keinen Maßstab zur Umsetzung ihrer differenter Ansprüche geben kann, weil sie sie nicht kennt.

Hier liegt eine neue symbolische Kompetenz der Frauen: Statt sich auf (männlich-neutrale) Werte und Machtpolitik zu beziehen,

reagieren Frauen auf Frauen, indem sie ihnen spontan und/oder bewußt ein höheres Maß an Vermittlung für die eigenen Belange unterstellen, zutrauen. Das zuvor oft verhängnisvolle Hand-in-Hand von männlicher Vorherrschaft und ökonomischer Macht ist, wo nicht aufgelöst doch bedeutungsarm geworden (auch für einige Männer), es hat seine Faszination eingebüßt. Darum ist es kein Zufall, daß Frauen sich zunehmend weniger den Ideen anderer unterwerfen, sondern ihre Erfahrung und ihre Praxis in Worte fassen – und diesen Worten vertrauen. Sie sprechen – von ihren Erfahrungen, Wünschen und Zielen. Wenn Frauen ihren eigenen Wertmaßstäben gehorchen, lassen sie Intentionen, Ansprüche und Wünsche zutage treten, deren Realisierung Kultur in die Arbeitswelt bringt. Was von Frauen »nur« verlangt, ihr Wollen nach außen zu tragen, um es in Wissen und soziale Praktiken umzusetzen. Das ist nichts, was die gegenwärtige Krise zu ihrer Überwindung den Frauen, mir abverlangt. Es ist das, was ich benötige, um souverän zu leben und zu arbeiten. Schon im *Goldenen Sottosopra* war man dem auf der Spur: Das Glückliche ist nicht reduzierbar auf den materiellen Fortschritt, aber es schließt ihn auch nicht aus; es ist nicht als etwas rein Spirituelles interpretierbar, aber es ähnelt ihm.

Luisa Muraro

Anfangen, die Wahrheit zu sagen¹

Es heißt, daß wir in einer Epoche des Übergangs leben – wohin, das wissen wir nicht. Man sagt auch, daß es eine Krise der Werte gibt, und damit begründet man die Ethik-Kommissionen, die Selbstreglementierung, die Gelder, die ausgegeben werden zur Beseitigung des sozialen Mißstandes.

Meines Erachtens wäre eine bessere Antwort die, damit anzufangen, die Wahrheit zu sagen. Es kreisen so viele Diskurse, ein Berg von Diskursen, die Dinge sagen, die wahr zu sein scheinen, aber es nicht sind. Dinge, die hin und wieder richtig, schön, gut sind. Aber nicht wahr. Dadurch, daß die Wahrheit nicht empfunden wird, wird nicht nur der Geist, sondern auch der Körper krank. Auch der soziale Körper, die Gesellschaft.

Es scheint, daß wir den Willen, die Wahrheit zu sagen, verloren haben. Wir sagen sie nicht den Kollegen, nicht den Freundinnen, nicht den Schülerinnen, nicht den Kindern. Wir sagen sie nicht mündlich, auch nicht schriftlich und auch nicht im Scherz. Haben wir den Willen oder die Fähigkeit dazu verloren? Früher war es leichter, weil es symbolische Instanzen gab (die Kirche, die Schule, die Eltern, die freie Presse, die Partei, das wissenschaftliche Labor), dazu gemacht, wahre Antworten auf die wichtigsten Fragen zu suchen. Es gibt diese

1 Aus: *Via Dogana* Nr. 28/1996

Instanzen noch, aber sie helfen uns nicht mehr dabei, die Wahrheit zu erfahren und zu sagen. Manch einer, manch eine wird entgegen, daß sie das niemals wirklich getan haben. Damit bin ich nicht einverstanden, aber das ist nicht der Punkt.

Der Punkt ist, daß heute diese »Wahrheitsapparate« nicht mehr ihrem Zweck dienen. Es ist vielleicht besser so, aber der soziale Körper leidet. Eine Gesellschaft kann sich nicht ständig von Werbung ernähren, von politischen Durchtriebenheiten, von den philosophischen Diskursen des sogenannten »schwachen Denkens«, vom Blabla des Fernsehens, von weiblichen Manieriertheiten und nicht daran erkranken. Deshalb denke ich, daß die Zeit gekommen ist, die Wahrheit zu sagen, und sie auch ohne die Hilfe dieser grandiosen Apparate zu sagen, die ich genannt habe.

Aber geht das? Um damit anzufangen, ist es nötig zuzuhören, wie Worten und Musik (das sind Schwestern). Du lernst, die Wahrheit zu sagen, wenn du lernst, sie zu hören; ihre Stimme erkennt man, weil sie lacht oder lachen macht, so hat Chiara Zamboni in der *Via Dogana* Nr. 23 geschrieben.

Es gibt viel Schwerhörigkeit. Die großen Apparate, die ich genannt habe, waren und bleiben taub gegenüber der weiblichen Stimme. Die natürlich nicht die Stimme der Wahrheit ist, aber die Stimme einer Differenz, ohne die die Wahrheit Mühe hat, immer mehr Mühe hat, sich zu verstehen zu geben, und heute gelingt es ihr überhaupt nicht mehr. Ich habe dies das letzte Mal während einer öffentlichen Debatte gedacht. Es waren heiße, schwüle Tage, die den Überschwemmungen vorausgingen, – für jeden schwierig, konzentriert zu denken. Aber dem dort anwesenden Philosophen gelang es, und er sprach scharfsichtig von einer Distanz, die die gelebte Erfahrung einerseits und das reflektierende Wissen andererseits trennt, und jene tödlich verelenden läßt. Am Ende der De-

batte, in der Überzeugung, ihm eine gute Nachricht zu geben, informierte ich ihn, daß es ein weibliches Denken gibt, das sich engagiert, die von ihm aufgezeigte Spaltung zu bekämpfen: Es gibt viele Frauen, die sie nicht akzeptieren, sagte ich ihm. Er antwortete mir kalt: Wenn dieses Denken existiert, aber keine kulturelle Objektivität erreicht hat, die von der wissenschaftlichen Beobachtung auferlegt ist, zählt es nicht. Schluß. Fertig. Aus. Ein perfekter Teufelskreis, und vor allem kein Wille, da herauszukommen. Ich habe eine Liste von diesen Zirkelschlüssen des männlichen Denkens, die sich perfekt im Kreis bewegen zwischen der Spaltung und dem Unwillen, da herauszukommen.

Die großen symbolischen Apparate, von der Kirche bis zur Wissenschaft, sind nicht mehr imstande, uns zu helfen, die Wahrheit zu erfahren und zu sagen, weil sie zu lange taub gegenüber der weiblichen Differenz geblieben sind. Ich bin in der Tat überzeugt, daß niemand den Sinn der Differenz besitzt, wenn ihm der der sexuellen Differenz fehlt. Weder Mann noch Frau.

Machen wir nicht den Fehler, die einzelne oder die Gesamtheit der Frauen mit der weiblichen Differenz zu identifizieren. Sie ist keine natürliche Ausstattung wie die Haare oder der Uterus, sondern ein Merkmal der Erfahrung, das frau erwirbt in der Beziehung zur Mutter und das frau dann verfeinern und potenzieren, oder umgekehrt entwerten und auslöschen kann. In unserer Gesellschaft gibt es gegenüber dem Sinn der weiblichen Differenz taube oder schwerhörige Frauen, deren Gehör durch die männlichen Apparate der Wahrheit betäubt ist.

Wir leben in der seltsamen Situation, daß die symbolischen Apparate, erdacht, uns zu helfen, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen, nicht mehr funktionieren. Trotzdem werden sie unterhalten und überdies noch verfeinert. Zu welchem Zweck und mit welcher Energie? Es

sei denn, diese Maschinerie ist vielmehr ein Spiegel... Vielleicht ist sie gerade ein Spiegel, und wer weiß, vielleicht ist sie immer vor allem ein Spiegel gewesen. Ein Spiegel für die Selbstbewunderung des männlichen Geschlechts. Darauf komme ich, weil ich die Taubheit sehe gegenüber dem, was eine Frau zu sagen hat. Es ist in der Tat besser für das Funktionieren als Spiegel, wenn »sie« unbeweglich und stumm ist. Diejenigen, die *Speculum* von Luce Irigaray gelesen haben, erkennen es gewiß in diesen Worten von mir wieder: Wenn eine Frau spricht, wenn eine Frau frei handelt, läuft der Spiegel des männlichen Narzismus' Gefahr zu zerbrechen.

Schlagartig kommt mir Stefania Ariosto in den Sinn (Zeugin, die dem ex-sozialistischen Clan von Berlusconi Unheil gebracht hat), zusammen mit einem unbedeutenden Vorfall, der mir passierte. Es war in den Tagen des stärksten juristischen und journalistischen Bebens, das von ihren Aussagen gegenüber den Richtern der Antikorruptionskampagne »Saubere Hände« ausgelöst worden ist. Ich war gerade in ein Flugzeug gestiegen, alle kämpften in dem engen Raum mit dem Handgepäck, und dabei prallte ich gegen einen Mann; sofort zog ich mich zurück und stieß mir den Kopf, worauf ein anderer kommentierte: »Ach, ihr Frauen, was richtet ihr alles an!« Ich weiß nicht wie; aber es war offensichtlich, daß er dabei an Stefania Ariosto dachte, und ich erwiderte ihm, ohne nachzudenken: »Wir haben gerade erst angefangen«, womit ich quasi den Titel dieser *Via Dogana* zitierte, »Anfangen, die Wahrheit zu sagen«, der wenige Tage zuvor in der Redaktion festgelegt worden war.

Das Thema, das *Via Dogana* entwickeln will, wenigstens für drei Nummern und beginnend mit dieser, betrifft die *ungehörte Wahrheit der weiblichen Differenz*. Wir nehmen sie zum Ausgangspunkt für diejenigen – Frau oder Mann –, die heute den Willen, das Bedürfnis, den Mut besitzen, die Wahrheit zu sagen. Und erneut wol-

len wir klarlegen, daß die Taubheit gegenüber der Stimme der weiblichen Differenz nicht allein männlich ist.

Es gibt zahlreiche Hinweise dafür, daß die Herrschaft der Wahrheit (d.h. die Art und Weise, in der eine bestimmte Kultur über das Wahre/Falsche entscheidet; auch wenn feststeht, daß es der Wahrheit mitunter gelingt, sich anders zu verstehen zu geben: aus sich selbst heraus) bisher in ihren aufeinanderfolgenden historischen Formen funktionierte auf dem *Schweigen* der Frauen. Ohne Umstände gesagt, wenn das geht: Betrachten wir von der Unmenge der vielfältigen Sprachen und Diskurse, die eine Gesellschaft ausmachen, nur das, was von den ältesten Zeiten bis heute registriert worden ist, dann läßt sich sagen: je besser ich es kenne, desto mehr habe ich den Eindruck, wenn eine Frau damit beginnt, die Wahrheit zu sagen, wird sie zu einer Gefahr für das andere Geschlecht und für die gesamte Kultur. Ein Begriff (oder vielleicht *der* Begriff) für diese Gesamtheit lautet »Virilität«. Darüber schrieb Alberto Leiss in *Via Dogana* Nr. 21/22, die »Der Männerfrage« gewidmet war. Leiss sprach hier von »Angst« und von »Verdrängung des Weiblichen [...] aus der Konstruktion der Werke und der Welt«. Ich weiß, eine Frau weiß, wovon er spricht, weil es in meiner primären Sozialisation, noch bevor ich geboren worden bin, die Verpflichtung eingeschrieben gab, das andere Geschlecht vor der »Bedrohung« durch die weibliche Differenz zu schützen.

Mit der Emanzipation kann eine Frau sich aller Verpflichtungen, Lasten und Konstruktionen ihrer historischen Kondition entbinden, aber *nicht* von dieser einen. Zwei Beispiele, die vor aller Augen liegen, zeigen das. Frauen, die mit dem anderen Geschlecht das Gewicht der alltäglichsten Berufe teilen, bezeichnen sich üblicherweise mit dem weiblichen Begriff dieser Berufe: Bäuerin, Arbeiterin, Krankenschwester. Aber diejenigen, die Ämter innehaben oder Be-

rufe mit hohem gesellschaftlichen Prestige ausüben, sich also in einem besonders sensiblen Bereich des männlichen Narzismus' befinden – sensibler noch als der seiner Sexualität –, nehmen diese in der männlichen Form an: Minister, Architekt, Richter. Ein anderes Beispiel ist das Problem der Gleichheit der Geschlechter. Dabei, auf allen Gebieten zu einem Problem der Gleichheit von Männern mit Frauen zu werden – etwa im Bereich der Schulbildung, auf dem Arbeitsmarkt, in der Familie, aber es gilt – muß gelten – als ein weibliches Problem. Die Karriere einer Frau in Welten, die von Männern dominiert werden, hängt hauptsächlich von ihrer persönlichen Fähigkeit ab, diese Funktion (wenn Ihr Fiktion lest, ist das ebenfalls richtig) zu übernehmen, den Mann vor der weiblichen Differenz zu schützen, ohne es ihm merken zu lassen. Und heute muß sie dabei auch noch eine gehörige Portion weiblicher Unabhängigkeit demonstrieren.

Ich sage es ohne Entrüstung – es ist eine Feststellung, die man machen muß, wenn einem das Schicksal der weiblichen Differenz und das Los der Wahrheit am Herzen liegt. Ich stelle die beiden nebeneinander, weil m. E. sie zusammengehören und, wie ich bereits gesagt habe, immer zusammengehörten. Ich weiß es von mir, aus meiner lebendigsten und zerissensten Erfahrung, zwischen der Verzweiflung über jedes Wort und der eifrigen Suche nach der notwendigen Vermittlung. In dieser Welt kann eine Frau nicht auf gut Glück leben; die weiblichen Lebensläufe sind ein unendlicher Quell von Wissen, aber sucht seinen Namen nicht in den Enzyklopädiën. Eine Frau befindet sich in der Notwendigkeit, ihre persönliche Lebensstrategie zu haben und eine konstante Verhandlung mit den materiellen Existenzbedingungen zu führen. Können wir diese Notwendigkeit als ein lebendiges Dispositiv betrachten, das hilft, die Wahrheit zu erkennen und zu sagen? Das fähig ist, die »Maschine-

rien«, die immer verfeinerter und steriler werden, zu ersetzen? Ich denke ja (ich bin nicht die einzige, die dieser Überzeugung ist). Aber unter einer Bedingung, daß wir auch die Notwendigkeit akzeptieren, eine persönliche Kampfstrategie zu haben. *Mit dem bewußten Ziel, die weibliche Differenz zum Ausdruck zu bringen*, und der unvermeidlichen Konsequenz, zu diesem Zweck Konflikte mit Männern und Frauen zu eröffnen. Auch im öffentlichen Leben.

Fabrikarbeit Denkarbeit²

Wir alle gehören der C.G.I.L. an, der stärksten Gewerkschaft in Brescia. Einige von uns sind Funktionärinnen, andere sind Delegierte.

Unsere individuellen Geschichten sind geprägt von den jeweiligen Arbeitserfahrungen in der Fabrik und von der politischen Aktivität in der Gewerkschaft. Dieser fühlen wir uns stark zugehörig und eng verbunden. Damit verflochten sind seit einigen Jahren die Beziehungen, die wir unter uns aufgebaut haben, und zwar durch die Gründung der Dienstagsgruppe. Seit ihrem Entstehen im September 1987 treffen wir uns immer dienstags im Gewerkschaftshaus – daher also der Name unserer Gruppe.

Wir haben eine Praxis, die nicht den vorgegebenen Mustern der Gewerkschaft entspricht, zum Beispiel erkennen wir uns nicht in der Aufteilung der Frauen nach Berufskategorien wieder. (Wenn wir hier von Gewerkschaft sprechen, meinen wir die C.G.I.L.). Darüber hinaus wollen wir auch keine Organisationsform sein, die als definitiv bzw. als verallgemeinerbares Modell gelten kann. Wir wissen,

1 Donatella Alberti/Luisa Bonometti/Oriella Savoldi/Vincenza Baiguera/Michela Spera/Laura Tonoli/Flavia Reboldi/Nadia Clerici/Silvia Spera/Amalia Viero/Maria Zanotti/Wilma Poli/Valentina Paderni/Adriana Tavelli

2 Aus: Goldenes Sottosopra, Mailand, Januar 1989

daß wir hier zusammen sind, weil wir uns füreinander entschieden haben, und unsere Entscheidung basiert auf gemeinsamen Erfahrungen innerhalb der Gewerkschaft sowie auf dem Wunsch, politische Arbeit mit Frauen zu machen.

Zur Gründung der Gruppe führten zwei Umstände, die für uns eine unterschiedliche Bedeutung haben:

- Die Entstehung der Frauenuniversität Brescia (ein autonomes Frauenbildungsprojekt), an der wir selbst beteiligt waren.
- Der Antrag seitens der Gewerkschaft (Juli 1987), wieder einen Frauenausschuß als feste Einrichtung mit einer eigenen Verantwortlichen aufzubauen.

Damals haben wir festgestellt, daß wir gegen diesen Antrag waren und gegen das, was er bedeutete. Paradoxerweise haben wir uns gerade deshalb zusammengeschlossen, weil wir dagegen waren. Wir hatten große Zweifel und ein Gefühl der Fremdheit gegenüber einer politischen Linie, gegenüber einer Gewerkschaftspolitik, die anderswo beschlossen wurde. Der Vorschlag, Ausschüsse zu bilden, der vom nationalen C.G.I.L.-Vorstand kam, fiel unseres Erachtens sogar noch hinter das zurück, was die früheren Ausschüsse ausgearbeitet hatten, deren Zusammensetzung nicht formal geregelt war: Sie waren offen für alle Frauen – Arbeitnehmerinnen, Delegierte und Funktionärinnen –, und unterschiedliche Parteien- oder Gewerkschaftszugehörigkeiten fielen nicht ins Gewicht. Dort hatten sich die Frauen gegen die Figur einer Verantwortlichen – sowohl für politische als auch für organisatorische Fragen – entschieden. Den Vorschlag der Wiedereinführung dieser Organisationsform empfanden wir als einen Beschluß, der einfach ignorierte, was die Frauen ausgehend von ihrer Erfahrung bereits geschaffen hatten. Wir sahen darin mehr ein Bedürfnis/eine Notwendigkeit der C.G.I.L. als ein Bedürfnis/eine Notwendigkeit von Frauen in der Ge-

werkschaft. Wir hatten keine Lust mehr, wieder Diskussionen anzufangen, um unsere Bedürfnisse durchzusetzen, die schon ein ganz anderes Niveau erreicht hatten. Wir nahmen uns Zeit.

Bei unseren ersten Treffen wurde deutlich, daß wir, selbst wenn wir den Erwartungen nicht entsprachen, auch weiterhin eine nicht unbedeutende Rolle in der Gewerkschaft spielen konnten, und daß wir mit vollem Recht in der Organisation bleiben konnten, ohne daß wir immer und unbedingt die Richtlinien und Anweisungen befolgen mußten, die unsere Präsenz dort regeln sollten.

Das war für viele von uns keine neue Entdeckung – wir hatten dasselbe schon bei anderen Gelegenheiten in den Gewerkschaftskämpfen erlebt –, doch in dieser spezifischen Situation erschien es uns wie eine neue Erfahrung mit einer ganz neuen Bedeutung.

Wir erinnern uns, daß dies widersprüchliche Gefühle auslöste: Neben einer unbestimmten Furcht erzeugte die Entscheidung, uns Raum und Zeit für uns selbst zu nehmen, auch ein Gefühl der Befreiung. Es war wie ein Akt der Freiheit, so können wir dieses Gefühl wohl nennen, das wir damals hatten – das Gefühl, *jetzt eine eigene Existenz, für uns selbst, zu beginnen*.

Und da haben wir beschlossen, daß wir jetzt die Frauen einberufen. Wir haben *eine eigene Versammlung* einberufen, um die Diskussion über die organisierte Präsenz der Frauen in der Gewerkschaft wiederaufzunehmen. Wir selbst, die wir sicher waren, daß uns der Frauenausschuß nicht paßte, wußten aber nicht, ob wir eine andere Form der Organisation wollten. Schließlich haben wir uns dagegen entschieden. In Brescia gibt es jetzt keinen Frauenausschuß und auch kein alternatives Gremium. Es gibt uns selbst in Fleisch und Blut, und wir treffen uns dienstags im Gewerkschaftshaus.

In der Gewerkschaft weiß man genau, daß es uns gibt, und deshalb versteht man nicht, warum wir nicht die Frauen repräsentie-

ren und für sie Politik machen. Unsere Stellungnahmen kommen oft in negativer Form zum Ausdruck, denn was wir wollen, wird uns oft erst dann klar, wenn wir merken, daß bestimmte Dinge für eine Politik von Frauen nicht in Ordnung sind (und außerdem, weil wir uns häufig gegen die Versuche, uns in vorgefertigte Rollen zu drängen, wehren müssen). Wir machen einen Schritt nach dem anderen, und so haben wir genügend Kraft für das, was es jeweils zu tun gibt. Doch was wir sagen, ist grundsätzlich positiv – hier geht es um weibliche Stärke und um die Notwendigkeit, anders zu leben als bisher, wo jede eine feste Rolle, eine Funktion hatte oder einer Berufskategorie zugeordnet war. Jetzt geht es darum, daß jede Frau in erster Person da ist und mit Unterstützung der anderen Dinge denkt und tut, mit denen sie sich als erste identifizieren kann und sich bewußt wird, daß sie, um repräsentiert zu sein, sich selbst repräsentieren muß. Was wir tun werden, ist für die anderen unvorhersehbar, wir sind ein echter Störfaktor.

Die Kraft, anzufangen, haben wir dadurch bekommen, daß wir die Regeln der Gewerkschaft durchbrochen haben, wonach sich die Frauen innerhalb der Organisation zu organisieren haben. In dem Vorschlag zur Bildung von Frauenausschüssen steckt ein bürokratisches Zweckdenken, und das haben wir in Brescia besiegt. Damit haben wir uns in eine Position der Stärke begeben. Wir sind in der C.G.I.L., aber in ihr haben wir die Möglichkeit, eigene Regeln aufzustellen. Das hat den Sinn unserer Gewerkschaftsarbeit verändert. Sie ist jetzt echter und effizienter. Es ist schwierig, den Frauen, die dienstags nicht kommen, unser Projekt verständlich zu machen, aber es gelingt uns, ihnen unsere Stärke zu vermitteln.

Auch wir haben Bekanntschaft mit der mittlerweile verbreiteten Praxis gemacht, den Frauen Kandidaturen anzutragen – weniger einzelnen Frauen als den Frauen insgesamt –, um damit äußere

politische Probleme zu lösen. Wir brauchten da nur die Absichten zu entlarven, die hinter einem vorgeblichen Interesse für die Sache der Frauen stecken. Wir sind völlig damit einverstanden, daß Frauen in leitenden Positionen sitzen, aber damit sollen sie nicht alle Frauen repräsentieren, es muß wirklich aufgrund ihres eigenen Wunsches und ihrer Fähigkeit, eine Führungsposition zu übernehmen, geschehen.

Auf den Gewerkschaftstagen haben wir nie im Namen aller Frauen gesprochen, wir haben nie Thesen verfaßt. Wenn wir Frauen für bestimmte Gremien vorschlugen, haben wir nie mit Prozentzahlen operiert – wir haben diejenigen vorgeschlagen, die daran interessiert waren, Gewerkschaftsarbeit mit Frauen zu machen. Unsere Entscheidung hat zu einem Konflikt zwischen unserer Politik und der der Gewerkschaft geführt, vor allem weil man dort versucht, uns in die repräsentative Logik zu zwingen. Wir wissen, daß auf diesem Terrain der Wert der weiblichen Präsenz auf dem Spiel steht.

Es fällt uns schwer zu analysieren, wie unsere Stärke tatsächlich entsteht. Sie hat eine weibliche Quelle, das ist sicher, ebenso sicher wie die Tatsache, daß sie auf den Beziehungen unter Frauen basiert. Aber das ist eine allgemeine Aussage, und obendrein wissen das mittlerweile alle. Wenn wir etwas genauer hinschauen, sehen wir die Tatsache, daß wir uns füreinander entschieden haben und daß dieser Entscheidung ein wichtiges Projekt zugrundeliegt, in das auch all unser Wissen über diesen Kontext eingeflossen ist. Wir haben keine Forderungen oder Ansprüche an die Gewerkschaft vorzubringen. Wir wollen *die Gewerkschaft sein*, die Gewerkschaft von Frauen und Männern, die Gewerkschaft, die die Geschlechterdifferenz auf allen Ebenen präsent hat. In gewissem Sinne sind wir diese Gewerkschaft schon, denn unsere Dienstagstreffen haben die scheinbare Einförmigkeit von früher durchbrochen. Wir wissen,

daß sich jede auf die andere verlassen kann, auch in den einzelnen Berufskategorien, zum Beispiel bei Vertragsverhandlungen. Dieser Austausch gibt uns Stärke, er stärkt die weibliche Identität und hilft uns, Maßstäbe zu finden, die wir dringend brauchen. Damit es uns gelingt, in erster Person diese Gewerkschaft zu sein, beziehen wir uns nicht nur innerhalb der Gewerkschaft aufeinander, sondern wir haben auch außerhalb enge Beziehungen zu Frauen, besonders zu denen von der Frauenuniversität Brescia. Zwischen uns und den Frauen dort gibt es einen Austausch. Die Beziehung zu ihnen und zu anderen Frauen, die dorthin kommen – wie die Philosophinnen aus Verona – hat uns zu einer inneren Distanz zur Gewerkschaft verholfen. Wir sind also gleichzeitig drinnen und draußen, nicht in dem Sinn, daß wir halb drinnen und halb draußen sind, sondern in dem Sinn, daß wir eine innere Distanz gewonnen haben zu einer Ordnung, die als unveränderlich gilt. Dabei haben uns die Frauen von der Frauenuni geholfen. Die Gründung dieses Projekts und die Beziehung zu ihnen haben dazu beigetragen, daß die Beziehungen unter uns politischer wurden. Wir bringen unsere Gedanken, unsere Inhalte mit ihren speziellen Charakteristiken ein, zum Beispiel ist das, was wir denken, immer eine gemeinsame Suche. Eine Gelegenheit, unsere Ideen zu vertiefen, bot sich anläßlich der Diskussion über die Quotenregelung. Anfangs konnten wir keine Position finden, von der wir alle gemeinsam wirklich überzeugt gewesen wären. Jetzt beginnt sie sich abzuzeichnen, auch weil wir die Frage mit Hilfe unserer politischen Praxis angegangen sind. Wir sind aus vielen Gründen gegen die Quoten, einige sind durch die Situation bedingt, andere liegen tiefer.

Wir haben auch den Eindruck, daß mit der Rede von den Quoten das Problem der Präsenz bzw. der Abwesenheit der Frauen in der

Gewerkschaft aus der Welt geschafft werden soll. Man bietet uns diese 25% an mit dem Unterton: So, wir haben euch geantwortet, ihr habt alles bekommen, was ihr wolltet.

Wenn wir es zulassen, daß die Geschlechterdifferenz auf eine einfache Rechenaufgabe reduziert wird, auf eine ausgewogene Präsenz, dann verringert sich die Chance, einen Konflikt offenzuhalten, der politisch ist.

Deshalb empfinden wir die Quoten als Abwertung des weiblichen Geschlechts. Ein Subjekt – das männliche – behält den universellen Vertretungsanspruch, wir akzeptieren das Ghetto, lassen uns auf eine politische Gruppe reduzieren, der Konflikt bleibt so in den 25% stecken, er kommt nicht raus!

Die Quoten implizieren diese Bedeutung: ein Heilmittel gegen Schwäche, und das hat in jedem Fall negative Folgen, aber ganz besonders in der Arbeitswelt, wo das Ausschlaggebende die Kräfteverhältnisse sind.

Wir brauchen alle Kraft und alle Autorität, die im Gewerkschaftskampf erforderlich sind, um uns zugunsten von Frauen, aber auch von Männern einzusetzen. Der Mechanismus der Quoten, der als Versuch zur Verstärkung der Frauenpräsenz vorgeschlagen wurde, stellt sich in Wirklichkeit als ein schwächender Faktor heraus: Eine Frau, die als Frau Gewerkschaftsarbeit macht, aber mit Männern und Frauen – so wie wir das tun – findet sich nämlich mit einer reduzierten Legitimationsbasis wieder. Denn die Frauenpräsenz wird mit 25% veranschlagt werden, einschließlich den Delegierten, die auch von den männlichen Arbeitnehmern gewählt werden, und das wird den Wert des Mandats entscheidend beeinträchtigen. Und wenn wir uns untereinander nicht einig sind, sind wir trotzdem an die 25% gebunden – da entsteht ein echtes Risiko, daß wir uns wie eine parteigebundene Gruppe verhalten. Damit büßen wir in

unseren eigenen Augen und in denen der anderen erheblichen Wert ein.

Und schließlich schaffen die Quoten keine weibliche Autonomie, weil sie kein Bewußtsein über die Realität herstellen, darüber, wie die Realität abläuft und wie die Kräfteverhältnisse sind. Die Frauen, die sich auf Quoten stützen, um einen Platz in der Gesellschaft zu bekommen, sind viel leichter zu anderen Zwecken zu benutzen als diejenigen, die die Präsenz der Frauen mit autonomen Mitteln herstellen.

Die vielleicht größte Schwierigkeit, vor der wir uns befinden, besteht darin, daß unser Alltag schon mit so vielen Beschäftigungen überladen ist, daß wir gar nicht mehr zum Nachdenken darüber kommen, was wir aus unserem Leben machen wollen. In dieser Situation beschränkt sich die Gewerkschaftspolitik – wenn es um Frauen geht – quasi gezwungenermaßen und im besten Fall darauf, kleine Korrekturen einzuführen, so daß eine Frau all diese Aufgaben erledigen kann, ohne davon erdrückt zu werden. Aber das ist keine Freiheit, das ist pures Überleben.

Stimmt es wirklich, daß es keine Wahl gibt? Wie können wir weibliche Freiheit in der Arbeitswelt entstehen lassen, wie sie zum Ausdruck bringen? Wir reflektieren darüber ausgehend von uns, um einen Weg zu finden, den dann vielleicht auch andere für sich als gültig betrachten können.

Viel mehr können wir dazu nicht sagen, denn wir sind erst am Anfang unserer Reflexion über dieses grundlegende Thema: daß Frauen in ihrem eigenen Interesse sprechen, und nicht mehr bezogen auf die Kinder, die Ehemänner, die Produktion und die politischen Projekte anderer.

Manuela Cartosio interviewt Oriella Savoldi

Auf der Tagesordnung: Der Sinn der Arbeit¹

In der Reflexionsgruppe über Arbeit – sie hat die Nummer 37 der Zeitschrift *Via Dogana* gemacht – gibt es mehrere Gewerkschafterinnen. Oriella Savoldi ist eine von ihnen. Sie ist Gewerkschaftssekretärin der Flai Cgil (Landwirtschaft u. Industrie) in Brescia, nachdem sie jahrelang in der Filtea (Textil) aktiv war. Ihre ersten Erfahrungen hat sie in den Bereichen Metall und Handel gesammelt.

Die Gewerkschaft hört nicht zu, sie beschuldigt die Leute.« Dieser Satz von dir, den du bei dem Seminar über *Via Dogana* geäußert hast, hat mich wirklich betroffen gemacht. Aus dem Mund einer Gewerkschaftsfunktionärin klingt er fast wie ein Skandal. Was hat er zu bedeuten?

In der Gewerkschaft ist die Praxis des Zuhörens nicht verbreitet. Man hört weder den Männern noch den Frauen zu, die arbeiten. Man interpretiert. Doch um die vielen und tiefgreifenden Veränderungen zu verstehen, die sich im Bereich der Arbeit vollziehen, muß man zuhören. Stattdessen interpretiert die Gewerkschaft den Wandel mit den Kategorien der Vergangenheit, bringt von oben herab organisatorische Vorschläge ein, die zum Scheitern verurteilt sind – sie müssen leere Hülsen bleiben, weil sie nicht aus der Be-

1 Aus: il manifesto vom 29.10.1998

reitschaft entstanden sind, denjenigen zuzuhören, die repräsentiert werden sollen. Das sieht man zum Beispiel bei der Nidil, einer Organisation, die von der Gewerkschaft Cgil für Selbständige und Scheinselbständige geschaffen wurde. Allerdings sind es nicht nur die Gewerkschaften, die die schlechte Angewohnheit haben, das Neue durch die alte Brille zu betrachten. So war zum Beispiel im Jugendzentrum Leoncavallo ein Treffpunkt für Jugendliche in ungesicherten Arbeitsverhältnissen entstanden. Als es dann, nach einem Austausch der Erfahrungen, an die heikle Frage »Was tun?« ging, kam man doch tatsächlich auf keine bessere Idee als die herkömmliche Protestkundgebung vor dem Betrieb, der die Verträge nicht verlängert. Die Initiative ist mißglückt, und dieser Treffpunkt, dieses Diskussionszentrum hat aufgehört zu funktionieren. Das heißt, daß die Lösungen, die in der Vergangenheit gut waren, heute Schaden anrichten.

Noch eklatanter ist diese mangelnde Bereitschaft zum Zuhören in der Beziehung zwischen der Gewerkschaft und den einzelnen. Wenn die Gewerkschaft zu einer Sechzehnjährigen, die einen Teilzeitjob hat, nichts anderes zu sagen weiß als »du befindest dich in einem ungesicherten Arbeitsverhältnis«, wenn diese Arbeit unter negativem Vorzeichen betrachtet wird, dann schafft man keine Begegnung, sondern Desorientierung.

Eure Kritik an der formalen Demokratie mündet quasi in der Ablehnung der Prinzipien und der Praxis der repräsentativen Demokratie. Ist das nicht etwas gewagt, wenn man bedenkt, daß man sich in der Gewerkschaft schon schwer damit tut, das Prinzip »ein Kopf – eine Stimme« zu praktizieren?

Das repräsentative Prinzip ist in der Politik wie in der Gewerkschaft in einer Krise. Die Beitrittszahlen nehmen ab, ebenso die

Beteiligung an Versammlungen und Abstimmungen. Wenn ich Gewerkschaftsarbeit mache, so bin ich nicht identisch mit der Organisation – mein Ausgangspunkt ist die Beziehung unter Frauen. Diese Praxis, die die Frage nach dem Sinn der Arbeit stellt, bewirkt Veränderungen, sie ist wirksamer als die Rituale, die immer weniger Leute anziehen. Die Gewerkschaftsversammlung ist eine Gelegenheit zum Zuhören. Das allein genügt aber nicht, es müssen andere Gelegenheiten außerhalb des Arbeitsplatzes gefunden werden, wo man sich treffen kann.

Die individuelle Verhandlungsführung greift immer mehr um sich, sowohl bei Frauen als auch bei Männern. Das ist nach der Meinung eurer Gruppe eine positive Erscheinung. Aber wenn die kollektive Dimension verlorengeht, was soll die Gewerkschaft dann noch?

Der massenhafte Eintritt der Frauen in den Arbeitsmarkt ist eine umwälzende, eine revolutionäre Tatsache, die nichts unverändert läßt. Sie hat die gleiche historische Tragweite wie der Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie. Sie läßt sich nicht zahlenmäßig, durch quantitative Angaben erfassen. Die Frauen kommen mit einem bereits ausgereiften Bewußtsein auf den Arbeitsmarkt, sie haben schon eine veränderte Selbstwahrnehmung. Früher sah sich eine Frau erst dann nicht mehr als Hausfrau, wenn sie Arbeiterin oder Angestellte wurde, heute sieht sie sich von vornherein nicht als Hausfrau.

Die Frauen bringen die Frage nach dem Sinn in die Arbeit ein, und das verändert auch die Verhandlungsführung. Sie handeln extrem viel auf individueller Ebene aus und erreichen dadurch Veränderungen, die für sie positiv sind. Parallel dazu besteht weiterhin das Bedürfnis nach kollektiver Verhandlung. Ich lebe in einer Welt, wo diese beiden Erfordernisse nebeneinander existieren, und ich

sehe nicht ein, weshalb ich mich einer der beiden verschließen sollte.

Die beiden Aspekte passen aber nicht zusammen: je mehr die individuelle Verhandlung zunimmt, desto weniger gibt es kollektiv auszuhandeln. Und wenn du obendrein bedenkst – ein nicht unbedeutendes Detail –, daß es ganz im Interesse der Unternehmen liegt, das zu zersplittern und zu spalten, was früher vereint war_

Ich sehe nichts davon, daß die Arbeitgeber so scharf darauf wären, individuelle Verhandlungen zu führen. Es gibt junge Leute, die für sich das Beste aushandeln, dann wechseln sie ein paar Monate später die Arbeitsstelle, und der alte Arbeitgeber steht dumm da. Diese freiwillig gewählte Mobilität macht den Arbeitgebern Sorgen, die individuelle Verhandlung bringt einiges aus dem Gleichgewicht. Deshalb sind es, wenn überhaupt, oft die Arbeitgeber, die eine kollektive Verhandlung fordern.

Gesetze nützen nichts, so sagt ihr. Es ist die Praxis unter Frauen, die die Realität und die Einzelnen verändert. Genauer gesagt, ihr macht gar keine Frage des Geschlechts daraus, ihr sagt ja, daß Gesetze auch dem männlichen Arbeitnehmer nichts nützen. Daher eure Ablehnung der gesetzlich verordneten 35 Stunden-Woche.

Man ruft weiterhin nach neuen Regelungen, nach neuen Gesetzen. Das ist ein Zeichen dafür, daß etwas nicht stimmt. Ein Gesetz löst das Problem nicht, es kann nicht eine Wirklichkeit im Zaum halten, die in eine andere Richtung geht als die gesetzlich abgesegnete. Nehmen wir zum Beispiel das neue Gesetz über die Sicherheit am Arbeitsplatz. Das ist jetzt da, und es ist ein gutes Gesetz. Und trotzdem passieren weiterhin Unfälle, und auch die mit tödlichem Ausgang werden nicht weniger. Sie werden nur dann zu-

rückgehen, wenn die Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen ihr Verhalten ändern. Und sein Verhalten ändert man nicht aufgrund eines Gesetzes, sondern weil man ein Bewußtsein seiner selbst und seiner Gesundheit entwickelt.

Außerdem: Im Arbeitnehmerstatut ist das Recht auf bezahlte Gewerkschaftsversammlungen verankert. Und was ist damit, wenn die Arbeitnehmer vom Schlachthof die Versammlung nicht machen wollen, um sich nicht die Möglichkeit zu verbauen, Überstunden machen zu können? Es sind die Männer, die Überstunden machen, während die Frauen alle Möglichkeiten der Arbeitszeitverkürzung ausschöpfen.

Es stimmt, daß von unten kein Druck für die gesetzliche Einführung der 35 Stunden-Woche kommt. Gerade deshalb müßtest du doch eigentlich mit einer Gesetzgebung einverstanden sein, die Überstunden mit Sanktionen belegt, die sie teuer werden läßt.

Nicht einmal das würde funktionieren: Es besteht eine enorme Nachfrage nach schwarz bezahlten Überstunden seitens der Arbeiter. Da die Fabriken sich nicht militärisch überwachen lassen, wäre es ein Leichtes, das Gesetz zu umgehen.

Um unsere unterschiedlichen Auffassungen auf den Punkt zu bringen, würde ich sagen: Du findest Dinge gut, die ich extrem schlecht finde, und die ich nicht als gut betrachten kann, nur weil die Frauen sich dafür entscheiden (aber bis zu welchem Punkt?). Um es drastisch zu sagen: Ich habe den Eindruck, daß für euch die Vorteile für den Markt zusammenfallen mit den Vorteilen für die ArbeitnehmerInnen.

Wenn man weiterhin sagt, daß das Unternehmen die Arbeitnehmer ausbeutet, wenn man in der Arbeit weiterhin nur Entfremdung

sieht, führt das zu nichts. Man jammert nur weiter. Wenn man dagegen das Unternehmen als eine Ressource für die Arbeit wahrzunehmen beginnt, dann kommen wir einen Schritt weiter. Sicher, wir müssen uns Fragen über die Arbeit stellen, nur wenn die Frage nach dem Sinn wirksam wird, entstehen Veränderungen und ein Zugewinn an Freiheit. Die Freiheit in der Arbeit zwingt sowohl die Frauen als auch die Männer, über sich nachzudenken. Nur auf diese Weise erzielt man auch im Bereich der sozialen Gerechtigkeit etwas.

Lia Cigarini

Über die politische Repräsentation der Frauen¹

Sehr spät, vielleicht zu spät, Mitte der 80er Jahre, machten die Führer der größten politischen Partei der Linken – damals die PCI – , indem sie das Schema der Gleichheit und die Sprache des »spezifisch Weiblichen« überwand, einen entscheidenden Schritt hin zum radikaleren Feminismus, dem der Differenz. Man begann einen Austausch, besonders mit der Libreria delle donne di Milano und mit Lia Cigarini. Aber da tat sich auch ein Widerspruch auf: Für die PCI galt die Politik der Repräsentation (Wahlen, Parlament, Gesetze) als unumstößlicher demokratischer Wert. Doch welchen Sinn hat die Repräsentation, wenn es sich um die sexuelle Differenz handelt? Ist es möglich, die weibliche Differenz im Parlament zu *repräsentieren*? Oder ist es nicht vielmehr unerlässlich, »sie zu sein«, ohne vorzugeben, sie zu repräsentieren? Es war die gleiche Frage, die sich die parlamentarische Linke nie gestellt hatte und die sie sich aber bezüglich der Differenz der Arbeiter zu stellen hatte. Und die sich auch im allgemeinen weiterhin mit wachsender Dringlichkeit stellt: Was ist mit dem System der Repräsentation angesichts der Differenz? Auf Lia Cigarinis Artikel, der hier vorgestellt wird, kamen leider keine Antworten, die der Bedeutung der Frage gerecht wurden, und dies nicht aus mangelndem Bewußtsein oder Oberflächlich-

1 Aus: Lia Cigarini, La politica del desiderio [Die Politik des Begehrens], Kapitel »Rappresentare cosa« [Was repräsentieren?], Nuova Pratiche Editrice, Parma 1995, S. 99ff.; erstveröffentlicht in: Blaues Sottosopra, Mailand, Juni 1987

keit, sondern wegen eines schwerwiegenden Hindernisses, das im Lauf der Geschichte das weibliche Denken prägte und das wir beschreiben können als eine Aufspaltung zwischen zwei Teilen: einerseits die »schweigende Frau«, andererseits die Vermittlerin von Vermittlungen anderer (Männer), die als solche nicht hinterfragt werden.

Luisa Muraro

Die weibliche Separation

Als ich gegen Ende der Mailänder Veranstaltung zur Praxis der sexuellen Differenz im Dezember 1986 einige Frauen sagen hörte, daß es nun an der Zeit sei, sich mit der Frage der politischen Repräsentation der Differenz auseinanderzusetzen, überfiel mich ein Moment lang echte Verzweiflung.

Ich fragte mich, woher diese alten Worte kamen. Und hinter diesen Worten tauchte eine mächtige Institution auf, die mit einem Hieb die Suche nach Worten von Frauen, die sich von den Regeln und den Erwartungen der männlichen Gesellschaft (des Vaters) befreit haben, unsere Suche nach originaler Sprache (von den Ursprüngen her) auslöscht oder fesselt.

Andererseits hatte in den zwei Tagen der Veranstaltung keine die Tatsache in Zweifel gezogen (und wie hätte sie es können?), daß die Frauen ein Geschlecht und nicht eine homogene soziale Gruppe sind – während die politische Repräsentation gemeinsame Bedürfnisse und Interessen voraussetzt. Das Treffen in Mailand war unter anderem der Versuch einer Auseinandersetzung zwischen Frauen aus verschiedenen Zusammenhängen, und zwar explizit verschiedenen; mit unterschiedlichen und zuweilen gegensätzlichen individuellen und kollektiven Projekten. Folglich ein Kontext,

der nicht erlaubte, sich eine Repräsentation vorzustellen, nicht einmal die der dort anwesenden Frauen. Er erlaubte es in keiner Weise. Während eines großen Teils der Diskussion haben einige Frauen in der Tat beharrlich andere Frauen befragt: Von wo aus sprichst du? Aus welchem Zusammenhang sprichst du? Welche sind die logischen und politischen Vermittlungen, die dir erlauben, in einer Partei, in einem Parlament und hier unter uns zu sein? Und die anderen: Wir sind hier, doch ein Teil von mir ist bei den von allen Vergessenen, bei den Tagelöhnerinnen in Apulien... Welchen Sinn hat heute eure Politik des Sich-Separierens?

Jeglicher Diskurs von Repräsentation war auch deshalb unangebracht, weil wir der Auffassung waren – die sicher viele teilten –, daß der Sinn der sexuellen Differenz aus ihrer inneren Notwendigkeit heraus zum Ausdruck kommen müsse, und nicht mit einer Legitimation qua neutraler oder männlicher Institutionen.

Diejenige, die das Thema der Repräsentation vorgeschlagen hatte, erklärte dann, daß es zu verstehen sei als »Legitimierung der Frauen durch Frauen« und als Möglichkeit, die Potenz der sexuellen Differenz deutlich zu machen. Da außerdem ihrer Ansicht nach die klassische Demokratie die sexuelle Differenz als zu repräsentierendes Subjekt nicht dulde, würde ihre Repräsentation sicher großes Durcheinander und Verwirrung stiften.

Abgesehen von der Legitimierung der Frauen durch Frauen – die wirklich nichts zu tun hat mit der politischen Repräsentation –, habe ich starke Zweifel, daß das Frausein, etwas absolut Qualitatives, in den Modalitäten (numerisch, quantitativ) der klassischen Demokratie repräsentierbar ist. Und vor allem bezweifle ich, daß die Präsenz vieler Frauen im Parlament ein Störfaktor ist oder in dieser Institution irgendein Durcheinander auslösen würde.

Wenn eine Frau behauptet, daß es wesentlich ist, in diesen In-

stitutionen zu sein, um der Differenz Sichtbarkeit zu geben, sagt sie, daß sie diesem Ort viel Wert beimißt, diesem Ort, der von Männern einer gesellschaftlichen Klasse geschaffen wurde, die ein Surplus an ökonomischer Stärke und Wissen gewonnen hatte. Und sie zeigt sich entfernt von dem Denken, daß sich unter uns eine weibliche Quelle gesellschaftlicher Autorität abzuzeichnen beginnt.

Und außerdem – wer sagt denn, daß die Frauen in allen existierenden Institutionen wie Parlament, Armee, Kirche sein wollen? Einige gewiß. Während aber eine Frau in die Armee oder Kirche eintritt, weil sie das eindeutig für sich selbst will, verdeckt diejenige, die ins Parlament als repräsentative Institution geht, und oben drein noch mit der Vorstellung, hier die Frauen vertreten zu können, den Willen derjenigen Frauen, die sich da heraushalten.

Was den ›Störfaktor‹ anbelangt, so vergessen wir nicht, daß dort, wo es ›Funktionen‹ gibt, Männer und Frauen gleich sind und die sexuelle Differenz als unnötiger Archaismus betrachtet wird. Das Auge gewöhnt sich schnell daran, anstelle eines Mannes eine Frau zu sehen, wenn sie die Funktionen erfüllt, die von einer männlichen sozialen Ordnung vorgesehen sind. Die sexuelle Differenz kann nicht ohne Grenzüberschreitungen, ohne Subversion des Existierenden zum Ausdruck gelangen. Die bestehende symbolische Ordnung kann nicht als Folie für den Ausdruck der sexuellen Differenz dienen – vorausgesetzt natürlich, es gibt einen Kampf für die weibliche Freiheit und nicht einfach einen Kampf um die Gleichheit mit den Männern.

Und schließlich denke ich, daß eine stärkere weibliche Präsenz im Parlament an sich keine Störung verursacht, weil die Repräsentantinnen viele mächtige Vermittlungen akzeptieren müssen: Die mit der Partei, die sie als Kandidatin aufgestellt hat; die unvermeidliche Anerkennung und Legitimierung der männlichen Macht, die sich hier

ausdrückt; und alle Vermittlungen, die das Gesetzmachen erfordert. Diese Vermittlungen, diese Zensur von weiblichen Wünschen sind viel einschneidender als die berühmten Schleier, mit denen das männliche Imaginäre den weiblichen Körper verdeckt hat. Konkret ausgedrückt: Was die Frauen im Parlament geltend machen können, wird maximal ein Vetorecht bei Gesetzen sein, die die Frauen betreffen. Oder sie werden wie eine kleine Lobby nach dem Modell der amerikanischen Demokratie agieren.

Ich möchte klarstellen, daß ich mich nicht auf jene Frauen beziehe, nicht gegen die Frauen spreche, die offen aufgrund eines eigenen Begehrens ins Parlament gehen. Ausgestattet mit einer Kompetenz und einem Ehrgeiz, dort etwas geltend zu machen. Meine Kritik richtet sich gegen die Vorstellung, eine weibliche Repräsentation sei möglich, und gegen jene Frauen, die diese Vorstellung übernehmen und damit ihre eigenen Wünsche verbergen.

Ich erinnere mich an die Zeit, als ich gemischtgeschlechtliche Politik betrieben habe. Bei den Versammlungen traf ich Arbeiter und war beeindruckt von ihren Körpern, die zeigten, was Arbeit bedeutet. Und ebenso beeindruckt war ich von der Genauigkeit und Konkretheit, mit der sie in ihren Beiträgen die Fabrikrealität beschrieben und analysierten. Ich war überzeugt, daß sie auf dieselbe Weise, wie sie mir das Wort abschnitten und mich auch angesichts ihres Wissens und der Materialität ihrer Beiträge ganz leer fühlen ließen, auch den Vermittlern des Konsenses in den institutionellen Orten entschieden widersprechen würden (also ein Störfaktor sein würden). Das passierte aber nicht, und es passiert nicht: Das System der Repräsentation hat sie ihrer wissenden Körper beraubt, hat sie an diesen Orten stumm werden lassen oder sie selbst zu Vermittlern dessen, was sie repräsentierten, werden lassen.

Ich bin überzeugt, daß wir nicht ohne Vermittlung auskommen. Ja, ich bin sogar überzeugt, daß die Vermittlungen die weibliche Präsenz stärken, aber nur, wenn sie dem weiblichen Geschlecht gegenüber treu sind und ihm entsprechen. Wenn es Frauen gibt, die so ins Parlament eintreten wollen, wie viele in den Beruf oder den Arbeitsmarkt eingetreten sind, sollen sie ihr Begehren, das sie bewegt, ihre politischen Projekte deutlich machen. Sie sollen sagen, auf welchen Universalitätsanspruch sie setzen und wieviel sie dafür einsetzen; sagen, wie sie ihre weibliche Partialität zu verteidigen gedenken. Dies verstehe ich als eine mögliche Vermittlung, die treu ist gegenüber sich selbst, was die Institutionen und die Frauen betrifft. Auf diese Weise gibt es eine Verbindung zu den anderen Frauen, zu mir – nicht über das Prinzip der Repräsentation, sondern dadurch, daß hier weibliches Begehren bekräftigt wird. Auf diese Weise überspringt man auch die machtlose Zwei-Phasen-Politik (aus den alten Zeiten des Reformdenkens): zunächst die Phase, um zur Würde der Person zu gelangen, dann die Zeit (die niemals kommen wird...), um die eigene unschickliche Differenz einzuschreiben.

Wir trennten uns nach dem Treffen in Mailand mit der Absicht, weiter zu diskutieren. Wir waren uns bewußt, daß die Frage der Repräsentation der sexuellen Differenz, die hier aus dem Anspruch nach theoretischer Vollständigkeit gestellt worden war, in der Praxis eine Versuchung für einige von uns werden könnte: Sich als Vermittlerinnen zwischen der Frauenbewegung und der institutionellen Politik auszugeben.

Andererseits müssen wir selbst gründlich darüber nachdenken, wie im gesellschaftlichen Leben der Wille-zu-siegen und die Fremdheit miteinander verflochten sind, und wie wir uns verhalten angesichts des Zusammenwirkens dieser beiden Teile von uns, in uns.

Es bleibt auch noch die Analyse der Überlagerungen zu machen, die entstehen zwischen der Sprache, die die Mutter vermittelt (die der Affekte), und der anderen gesellschaftlichen Sprache, die vom Vater übermittelt wird. Und es gilt, mit einfachen Worten zu sagen, was wir mit dem Schweigen des Körpers meinen, denn de facto sprechen die Frauen und, wie es scheint, ohne Differenz gegenüber der männlichen Sprache. Auch gilt es, das Wissen, die Veränderung und den Willen zu siegen – das, was die Gruppen von Frauen produziert haben, – in die Welt einzubringen, ohne daß unser Handeln als ein weiblicher Reflex auf das männliche Handeln erscheint.

Die Ereignisse sind jedoch schneller eingetreten als wir vorausgesehen hatten. Die Regierungskrise und die vorgezogenen Wahlen haben die Frage der politischen Repräsentation als nützliches Konzept aufgeworfen. Vor allem den kommunistischen Frauen ging es darum, mehr Frauen auf die Listenplätze zu bekommen, von denen viele dann auch tatsächlich gewählt wurden.

Ich habe die Redebeiträge zu den Wahlen, die die Frauen im ZK hielten, aufmerksam gelesen, weil ich den Hinweis, den die Frauen-Charta enthielt, ernst genommen habe. Dort hieß es, daß die Kommunistinnen, ausgehend von ihrer sexuellen Differenz als auch von ihrem Wunsch, mit den Männern Politik zu machen, einen Störfaktor in der Politik darstellen wollten. Aber die Redebeiträge betonten lediglich die Notwendigkeit, die Präsenz von Frauen und Männern im Parlament ins Gleichgewicht zu bringen. Mit dem Argument, daß die Frauen angemessen repräsentiert sein müßten und daß die weibliche Präsenz wesentlich für das gute Funktionieren des Parlaments und der Demokratie sei. Soll das etwa ein Störfaktor sein? Bei den Kommunistinnen und bei anderen Frauen,

die kürzlich an einer Debatte im *Centro per la riforma dello stato* [Zentrum für die Reform des Staates] teilgenommen haben, und auch in Zeitungsartikeln zu diesem Thema scheint die Meinung vorzuherrschen, daß eine stärkere weibliche Präsenz im Parlament die Spielregeln verändern werde. Die Frauen, so sagen sie, würden dort (wegen der Mutterschaft) als Trägerinnen einer weniger destruktiven Kultur eintreten, würden dort nicht die Vorstellung von Politik als Machtinstrument hineinbringen und wären ausgestattet mit einem lebendigeren ethischen Sinn.

Auf wundersame Weise ersetzen so positive Vorurteile die alten negativen Vorurteile. Man verschweigt die Tatsache, daß die Frauen, die jetzt Machtpositionen besetzen sollen, bisher nicht haben verhindern können, daß die Spielregeln die der Männer sind. Die Tatsache wird verschwiegen, daß die Kraft, die weibliche Differenz zum Ausdruck zu bringen, aus einem Vorhaben entsteht, das Frauen gedacht und aufgebaut haben und in das die Ansprüche und der Ehrgeiz, aber auch die weibliche Fremdheit eingeflossen sind, unabhängig von moralischen Maßstäben. Der extreme Widerspruch wird übergangen, – einstweilen noch eine Unmöglichkeit – die weibliche Differenz zum Ausdruck zu bringen und sich zugleich der symbolischen Instrumente der männlichen Politik wie Wahlen, Parteien, Parlamente zu bedienen. Es wird die Tatsache verschwiegen, daß die Gruppen, die damit begonnen haben, den Sinn der weiblichen Differenz auszuarbeiten, bekannterweise Gruppen sind, die nur aus Frauen bestehen. Separate Gruppen, wie man sagt.

Die Separation – nicht der Separatismus, der ideologisch ist – ist auch eine Kategorie des Denkens, das im sozialen Kontext konkrete Formen annimmt und das autonome und asymmetrische Prozesse schafft. Weswegen du zum Beispiel weißt, daß die Frauen nicht überallhin gehen müssen, wo man sie ruft und daß sie nicht

jedes Mal antworten müssen, wenn sie angesprochen werden. Diejenigen, die das wollen, sollen es sagen und tun. In erster Person, für sich selbst, ohne sich das Mäntelchen derjenigen umzuhängen, die für die anderen, die Schweigenden, handelt.

Luisa Muraro

Das Spiel ändern¹

»Oder wir können den Tanz ändern
und die anderen veranlassen,
den Tanz zu ändern.«

(Marianella Sclavi, in: *Buone notizie dalla scuola*)

Ab und zu denke ich an die kopernikanische Wende, die eine faszinierende Geschichte mit vielen Gesichtspunkten ist: Mein favorisierter ist der von Giordano Bruno. Mit der kopernikanischen Astronomie, so sagte dieser Philosoph, ist die Erde in ein unendliches Universum lanciert worden, um als Himmelskörper inmitten von zahllosen anderen zu tanzen.

Dieser Unendlichkeit, so füge ich hinzu, entspricht jene nicht weniger weite, unerforschliche und tanzende unseres Begehrens. Eine Frau, die in einer Ecke der Provinz aufgewachsen und alt geworden ist, vertraute mir eines Tages an: »Ich spüre, ich habe immer gespürt, daß ich zu etwas Großem berufen bin. Ich weiß noch nicht, zu was.« Da drehte sich mir alles vor den Augen wie Giordano Bruno, als er Kopernikus las.

Wir sind am Beginn des Beginns. Von was? Von allem! Und wir sind schon weit vorn, der Raum des Begehrens ist so gemacht. Ich habe bereits einen langen Weg hinter mir, und ich bin schon so

1 Aus: Via Dogana Nr. 38/39-1998

weit nach vorn gegangen, daß ich mich nicht mehr sehe. Wenn mich nicht die Aufregung packt, doch, das kommt manchmal vor. Ich habe Frauen gesehen, die stehengeblieben sind, um sich wiederzufinden. Ich war auch dabei, es zu tun, als ein Student aus unserem Examensarbeit-Workshop in Verona das Wort ergriffen hat, um zu sagen: »Warum seid ihr denn nicht zufrieden? Diese Bewegung ist stark und hat mich vieles begreifen lassen, mein Leben hat sich verändert.« Diese Bewegung: die Bewegung der Frauen, der Differenz, der Selbstreform der Universität, des Ausgehens von sich selbst, das Sich-in-Beziehung-Setzen mit dem Anderen... oder wie er es auch immer nennen mochte, entsprechend seiner Erfahrung.

Der eigenen Erfahrung entsprechend: Das zu sehen und das zu wissen, was wir in erster Person sehen und leben, ist nicht möglich, ohne an das eigene Begehren zu glauben, das habe ich verstanden. Und ich habe verstanden, daß diese besondere Treue zur eigenen Erfahrung mit Hilfe der Worte erkämpft wird, mit der Sprache, die wir sprechen und die viele von uns auch lesen und schreiben lehren. Es ist ein Glaube an die Enormität des Begehrens, das »weder in den Himmel noch auf die Erde paßt« (wie eine italienische Redensart lautet, wenn jemand einen Gedanken äußert, der sinnlos erscheint). Es paßt nirgendwo, weil sein Platz in der Kreation der Welten ist. Der Kampf um die Worte mit den Worten. Ihnen mit ihrer erstaunlichen Zartheit vertrauen wir uns an, um zu existieren, zusammen mit unseren Wünschen.

Es ist die Politik des Symbolischen, eine Entdeckung der politischen Bewegung der Frauen. Oft haben wir über die Schwierigkeit geklagt, diese Entdeckung zu erklären, aber zu unrecht, denn im alltäglichen Gebrauch sagt man »symbolisch« für etwas, was Wert hat ohne viel Geld zu kosten (»ein symbolisches Geschenk«). D.h.

was nicht zu der herrschenden Ordnung des Tausches gehört. Gerade das ist das Wesentliche. Die Politik des Symbolischen bedeutet: das Spiel ändern im Vergleich zu dem, was uns im Namen des Realen oder des Realismus' auferlegt wird.

Die Schwierigkeit ist keine intellektuelle, sondern eine praktische. Sie liegt darin, sich der Zartheit der Worte anzuvertrauen. Davon hängt es ab, ob das Begehren zum Ausdruck kommt und unserem Lebendigsein Atem gibt. Zu oft haben die Männer Eisengerüste, Maschinen, Gewehrsalven und Marmorstatuen daraus gemacht. Und die Antwort der Frauen war das Schweigen oder die Lüge.

Doch sind die Worte des Begehrens heute genausoviel oder mehr wert als Geld. Das stellt sich gerade als die ökonomische Entdeckung des zu Ende gehenden Jahrhunderts heraus, die Politik der Frauen hat es bereits vorweggenommen. Das *Rote Sottosopra* hat es »primäre Politik« genannt. Jeden Tag zeigt sich deutlicher, wie die Realität neue Konturen bekommt, wenn wir dem Geld die Worte entgegenhalten. Und dementsprechend z. B. der Ökonomie die primäre Politik, den Machtspielen die Bedeutung der Beziehungen, der Börsennotierung die Qualität der Beziehungen. Es geht um den Sinn unseres Lebens. Und jeden Tag wird der Raum für die Vermittler und die Vermittlung kleiner.

Wir nennen das Krise oder sogar Ende der Politik. In Wirklichkeit handelt es sich um eine tiefgreifende Veränderung, die in einem noch nicht kalkulierten Maß von Frauen abhängt. Die weibliche Erfahrung ist aus der Stummheit herausgetreten, weiß von sich, zählt – und nichts ist mehr wie zuvor.

Die auffallendste Veränderung betrifft die Ökonomie, die sich verlagert auf das Begehren und die Worte und symbolisch wird. In der Vergangenheit standen sich zwei rivalisierende Produktionswei-

sen gegenüber, Kapitalismus und Sozialismus, mit ihrer jeweiligen Sicht der Welt. Der Kapitalismus hat gesiegt, und wir wissen wie: Nicht durch Gerechtigkeit und Freiheit noch durch militärische Überlegenheit, sondern durch die Werbung. Das heißt, er setzte bei den Wünschen an und begab sich auf ein bewegliches und weites Terrain, das man ein-, zwei- oder hundertmal hinterlisten kann, gewiß, aber nicht umzingeln: unmöglich. Es ist ein Terrain, das den Frauen vertrauter ist als den Männern, das Terrain einer unvorhersehbaren Subjektivität, die ihr Wohlfühl nicht im voraus kalkuliert, weil sie vorzieht, es jedes Mal neu zu empfinden, und zwar in der lebendigen Erfahrung. Und auch der Gewinn wird nicht quantifiziert, weil dieser auch inkommensurable Güter umfaßt. Eine zu träumerische, instabile weibliche Subjektivität in der bürgerlichen Vorstellung von einst. Heute ist das nicht mehr so, heute ist der Profit gezwungen, genau diesen Weg zu gehen.

Diese Verlagerung eröffnet vielleicht einen größeren Spielraum, jedenfalls einen subtileren als in der Vergangenheit. Wir sind in der Tat dabei, zu einer Ökonomie überzugehen, die von den Frauen dazu gebracht wurde, Güter zu berechnen, die so wenig zu berechnen sind wie die Träume und die Liebe. Das scheint mir ein tiefgreifender Kulturwandel zu sein. »Aufwachen, Augen aufmachen«, möchte ich oft zu den Freunden sagen, die über das Elend der gegenwärtigen Zeit jammern, z.B. in der Tageszeitung *il manifesto*. Ich sage es zu ihnen, aber manchmal auch zu mir selbst.

In dieser neuen Konstellation fehlt allerdings etwas sehr Wichtiges. Und zwar – um ein vornehmes, sehr altes Dantesches Wort zu gebrauchen –: *die Intelligenz der Liebe*. Was, übersetzt in die Sprache unserer Zeit, bedeutet: die Schnelligkeit bei Entscheidungen und die Leichtigkeit des Seins, die dann entstehen, wenn man zusammen mit dem eigenen Begehren die Existenz des Anderen

präsent hat, welches wiederum mit jenem Begehren (und mit dem dadurch geschaffenen Mangel, der in uns eine Leere entstehen läßt) in eine Beziehung des *freien Austauschs* treten kann. Wie und mit welchem Ergebnis wird allein das Spiel der Liebe dem sagen, der es machen wird.

Was fehlt, ist also der freie, zum Ausdruck kommende Sinn der sexuellen Differenz. Der Sinn, der nicht (laßt mich eine vielleicht ein wenig schulmäßige, aber nicht unnütze Erklärung wiederholen) die Differenz zwischen mir und jenen, die dem anderen Geschlecht angehören, ist, sondern die Differenz von mir zu mir, weil es ein Anderes gibt: Eine andere, die wie ich Frau ist oder ein anderer, der Mann ist. Die patriarchale Kultur hat die Männer auf so künstliche Weise unabhängig gemacht, daß sie dieses einfache Prinzip, nach dem jeder in erster Person auf ursprüngliche Weise different und anders ist, nicht mehr erfassen. In der vom Patriarchat geerbten Welt befindet sich das Andere, wenn es nicht in die höchste Transzendenz projiziert wird, in einer zweitrangigen Position gedemütigt und als Anderes toleriert. Was jeden Austausch, der neue Welten kreiert, ausschließt. (Das war die wahre Tragödie der verfehlten Entdeckung Amerikas, jenseits von Massaker und Raub.)

Dabei würde es reichen zu beobachten, wie das kleine Menschengeschöpf, das sprechen gelernt hat, anfängt, »ich« zu sagen. Das geschieht nicht per Imitation, aber es geschieht auch nie, bevor es nicht in eine sprachliche Beziehung mit einem anderen Menschen getreten ist, der von sich »ich« sagt. Ohne das Andere, den/die anderen gibt es kein Ich, und dieses An-zweiter-Stelle-Stehen ist der ursprünglichste (und niemals beruhigende) Sinn von »ich«.

Und nun, wo das andere, das »zweite« Geschlecht das Wort ergriffen hat und seine Erfahrungen und sein Begehren, ausgehend

von einem ursprünglich An-zweiter-Stelle-Stehen anfängt zu sagen, verstehen die Männer nichts. Weswegen die Politik der Frauen sich weiterentwickelt, begünstigt von der unpersönlichen Intelligenz der Ökonomie, aber ohne jene persönliche Intelligenz der Männer, mit denen die Frauen in Beziehung sind oder versuchen, es zu sein.

Angesichts dieser paradoxen Situation haben einige Frauen und Männer beschlossen, eine Praxis in Gang zu setzen und daran zu arbeiten, die persönliche Beziehung der Differenz intelligent zu machen. Ich bin eine von ihnen, und mein ganzer Text ist mit der Absicht geschrieben worden, den Beginn der neuen Praxis zu erzählen... Aber ich habe mich beim Beginn des Beginns aufgehalten – ein anderes Mal denn. Es handelt sich – dies kann ich vorläufig sagen – um eine *bloße Praxis*, für die wir kein Wissen oder keine Sprache zur Verfügung haben, die wir schon jetzt austauschen könnten, Frauen und Männer. Wir haben nur unseren guten Willen und können uns nur tastend mit den Worten vorwärtsbewegen, um mit der Antwort die Frage zu entdecken.

Ab und zu werde ich gefragt, was der Standpunkt der weiblichen Differenz zu diesem oder jenem Thema in diesem oder jenem Kontext sei. Und ich tue mein Bestes, aber ich merke sehr oft, daß diejenigen, die diese Anfrage vorbringen, eine Erwartung haben, die – abgesehen von meiner persönlichen Beschränktheit – nur enttäuscht werden kann.

In der Tat ist die weibliche Differenz keine Trägerin von alternativen Inhalten oder innovativen Visionen. Nicht weil die Frauen oder einige unter ihnen dies nicht wünschten oder dazu nicht fähig wären, sondern weil eine Frau das, was sie an Originalem zu sagen hat, mit *halben Worten* und mit *halben Gedanken* sagt, oder genauer: mit Gedanken und Worten, die sich dem Austausch mit

dem anderen und der anderen öffnen, auf konstitutive Weise und ohne Ende. Ihre vollständige Bedeutung (die allein mir entspricht) können meine Worte nur von und mit den Worten des/der anderen erhalten, die mir nicht gehören – und im allgemeinen niemandem gehören, da es sich um eine symbolische Bewegung handelt, die zu weit entfernt ist von der üblicherweise verlangten Gedankenproduktion. Es ist in der Tat ein anderer Tanz.

Ansteckend und zum Greifen nah¹

Die 68er Bewegung ist auch eine Bewegung der Schule gewesen. Denken wir nur an die bedeutende Rolle, die aufgrund seines schnellen Entstehens ein Buch wie *Lettera a una professoressa* von don Milani gespielt hat.² Eine für Italien nicht geringere Bedeutung als die, die in den USA und in Deutschland Marcuses *Der eindimensionale Mensch* erlangte. Die 68er ist eine große, kreative Bewegung gewesen und hat das gesamte gesellschaftliche Leben, auch die Schule, betroffen.

Da man mir wegen meiner Teilnahme an der Studentenbewegung die Studienbeihilfe gestrichen hatte, habe ich im Herbst 1968 eine Unterrichtstätigkeit an einer Pflichtschule angenommen und dort einen Teil meiner 68er Bewegung mit anderen Lehrern

- 1 Aus: Antonietta Leirio/Vita Cosentino/Guido Armellini (Hg.), *Buone notizie dalla scuola* [Gute Nachrichten aus der Schule], 1. Teil »Il '68 è morto, viva il '68« [Die 68er sind tot, es leben die 68er!], Nuova Pratiche Editrice, Mailand 1998, S. 15ff.)
- 2 (A.d.Ü.) *Lettera a una professoressa* (Brief an eine Lehrerin). Dieser Text, geschrieben aus der Perspektive von acht Schülern der Dorfschule Barbiana (die don Milani für die armen Bauernkinder gegründet hatte), ist eine Anklage gegen die soziale Ungerechtigkeit in der Schulausbildung. Er erschien 1967 und wurde zu einem grundlegenden Text der antiautoritären Bewegung.

und mit Schülerinnen und Schülern gelebt. Mehrere von uns haben sich dann einem Projekt Elvio Fachinellis angeschlossen, das sich *Lerba voglio* nannte. Der Titel nahm Bezug auf ein berühmtes Büchlein (1971), das Berichte und Reflexionen über antiautoritäre Erziehungspraktiken versammelte. Der von Fachinelli ursprünglich ausgedachte Titel hatte lauten sollen: *Il re è nudo*.¹ Aber eine nicht weniger erfolgreiche, antiautoritäre, jugendliche Initiative war uns zuvorgekommen, die ihn in kürzerer Zeit realisierte als ein Buch sie erfordert.² (Weswegen ich immer sage: Wenn ihr einen guten Titel findet, haltet ihn geheim).

Welche Verbindung gibt es zwischen jener Zeit und heute? Die Kontinuität betrifft den Bewußtwerdungsprozeß und das Sprechen, d. h. das sogenannte Symbolische. 1986 war für die Schule ein Moment der Bewußtwerdung und des Wortergreifens vor allem seitens der jüngeren Generation und der breiten Bevölkerung, quasi die Nachrede auf das Ende des Patriarchats in den Beziehungen zwischen den Generationen und den Klassen. (Zwischen den Geschlechtern war das Ende nahe, aber noch im Kommen.)

Heute setzen wir an einem anderen Punkt an. Der Kampf betrifft nämlich einen Widerspruch aus der heutigen Zeit. Es ist der Kampf, die tatsächlich inkarnierte Lehrbeziehung zu sichern, die lebendig ist und von zwei Personen in Fleisch und Blut gelebt wird. (Nachher werde ich darauf zurückkommen, daß zwei nicht genügen, um eine Beziehung herzustellen. Ein Drittes ist nötig, aber auch das Dritte reicht nicht, und ein Viertes ist nötig.) Aber es handelt sich immer um Symbolisches. Heute handelt es sich darum,

1 (A.d.Ü.) *Der König ist nackt*, ital. Übersetzung des Andersen-Märchens *Des Kaisers neue Kleider*.

2 (A.d.Ü.) Die Zeitschrift *Re nudo*.

die *symbolische Kompetenz* der Lehrer und Lehrerinnen zu retten, die bis gestern stillschweigend angenommen worden ist. Zum Beispiel durch das heilige Prinzip der didaktischen Freiheit. Aber »retten« ist nicht das richtige Wort, denn im historischen Werden wird nichts gerettet, wenn es sich nicht erneut darstellt, wenn es nicht wieder neu entsteht. Außerdem muß gesagt werden, daß nicht nur die Lehrbeziehung bedroht ist, sondern alle wesentlichen Beziehungen, die das sozial-gesellschaftliche Gewebe bilden. Angefangen mit der elterlichen. Sie laufen alle Gefahr, die traditionelle Fähigkeit der Selbstregulierung und die gesellschaftliche Anerkennung dieser Fähigkeit zu verlieren. Kurz gefaßt, jetzt geht es um den Kampf für Autorität, damals war es ein Kampf gegen den Autoritarismus. Trotz der gegensätzlichen Erscheinungen ist es nicht schwierig, eine tiefe Entsprechung zwischen diesen beiden Bewegungen zu bemerken, was die Analyse dessen, was uns heute bewegt, bestätigt.

Was gefährdet nun die symbolische Kompetenz – zugleich eine politische und wissenschaftliche Kompetenz – der Personen, die in Fleisch und Blut in die Lehrbeziehung verwickelt sind? Es gibt auf der einen Seite, und das nicht nur heute, bürokratische Instanzen und Hierarchien, die keinesfalls verschwunden sind. Mit diesen alten, abstrakten Instanzen verbinden sich einerseits eine Reihe von spezialisierten Instanzen, die wie Pilze aus dem Boden schießen – schnell bereit, die Lücken in den wesentlichen Beziehungen und die Löcher im sozial-gesellschaftlichen Gewebe zu stopfen –, und andererseits der Mythos der betrieblichen Effizienz, potenziert durch die Krise der öffentlichen, staatlichen Dienste. Ich behauptete, daß auch die letzteren, neueren Instanzen im Vergleich zum Wissen, das im Kontext der Beziehung gewonnen wird, abstrakte Instanzen sind. Sie beruhen im wesentlichen nicht auf wissen-

schaftlicher Kompetenz, sondern auf der Macht, die man über andere besitzt.

Also sagen wir – in einer vereinfachenden Formel, die aber, so hoffe ich, nicht falsch ist –, daß man 1968 in der Schule gekämpft hat, um den Wunsch, etwas zu lernen, zu retten, ihn lebendig zu halten und freizusetzen, während wir heute kämpfen, um dem alten Wunsch, etwas zu lehren, Leben zu geben (erneut Leben zu geben). Der ausschlaggebende Punkt dieses Projektes, ein entscheidender Punkt, ohne den es sich um ein nostalgisches Projekt handeln würde, besteht in der Anerkennung der Existenz weiblicher Autorität. Wir können das Pädagogik der Differenz nennen, um irgendwie zu verstehen zu geben, daß der alte Wunsch, etwas zu lehren, neu entsteht, insofern es ein Begehren von Frauen und Männern ist, die die Differenz des Frauseins/Mannseins nicht übergehen. Die Differenz bestimmt unser Inkarniertsein in unserem Begehren und folglich unser Sprechen, *entgegen* den abstrakten Instanzen, die ich nannte, den alten und den neuen.

Aus der Bewegung der Selbstreform, der ich voll und ganz zustimme, mache ich speziell zwei Punkte zu meinen eigenen. Der erste ist ihr Grundgedanke: Ausgehend von der Realität, die sich verändert, zu handeln. Diese Vorstellung hat die *Lettere dall'università* inspiriert.¹ Ein Veränderungswille dagegen, der sich über

1 (A.d.Ü.) *Selbstreform der Universität*. Eine Bewegung, die sich ab 1993 entwickelte und an der DozentInnen und StudentInnen mehrerer italienischer Universitäten beteiligt sind. Während angesichts eines durch Privilegien, verkrustete Machtstrukturen und bürokratische Perversionen nahezu lahmgelegten Hochschulwesens viele nach einer Reform »von oben« riefen, fanden sich in dieser Bewegung diejenigen zusammen, die in der Universität eine andere, normalerweise verschwiegene Realität sahen, nämlich einen Ort, wo Wissen und Begehren zirkulieren, wo mit Leidenschaft gelehrt

die Realität hinwegsetzt, die sich bereits mehr oder weniger verändert, ist nicht nur arrogant, sondern auch dumm und kontraproduktiv. Ich gebe hier nur eine Version der großen Lektion des historischen Materialismus', der lehrte, die Bindungen, die unserem Willen von der Realität auferlegt sind, zu berücksichtigen. Es stimmt, wie bereits Simone Weil in den *Reflexionen über die Ursachen der Freiheit und sozialen Unterdrückung* angemerkt hat, daß diese Lektion bisher gerade in der politischen Kultur der Linken verloren ging, die von einem nahezu selbstverleugnenden Voluntarismus oder umgekehrt von leerer Inszenierung geprägt ist.

Eine Reform der Schule zu entwerfen, ausgehend von der Erfahrung, dem Willen und den tatsächlichen Wünschen derjenigen, die in der Schule in Fleisch und Blut leben, scheint so leicht zu sein, wie es zu sagen ist. Aber wenn man auf radikale Weise zur Sache geht, entdeckt man, daß es extrem subversiv ist: Es bedeutet, alle bürokratischen Instanzen von oben und alle spezialisierten Instanzen von außen aus dem Weg zu räumen, und die Energie derjenigen zu aktivieren, die bisher angehalten waren, so oder so zu lehren bzw. zu lernen.

Der andere Punkt meiner starken Zustimmung zu der Bewegung der Selbstreform ist die Zentralität der Beziehung. Der Beziehung, die Kraft gibt und Gerechtigkeit herstellt, im Gegensatz zum abstrakten Spezialistentum. Ich berufe mich speziell auf die Beziehung, die an die Stelle der Ungleichgewichte tritt, die historisch

und gelernt wird und wo eine Veränderung mit der Veränderung/Reflexion der eigenen Beziehung zu dieser Realität beginnt. *Lettere dall'università (Briefe aus der Universität)* sind Rundbriefe, die in unregelmäßigen Abständen über die letzten Diskussionsergebnisse der »Bewegung der Selbstreform« informieren.

oder »natürlich« im Leben auftreten. Sie sind bestimmten historischen Gründen oder anderen, weniger festlegbaren Gründen geschuldet, etwa dem Umstand, schön oder häßlich zu sein, intelligent oder schwer von Begriff, begeisterungsfähig oder ängstlich oder depressiv... In der Beziehung können diese Ungleichheiten ins Spiel kommen und zur Befreiung des Begehrens werden, indem sie Dynamik und Gewinn statt Verarmung und Ausschaltung des/der anderen erzeugen.

Ich möchte hier über die Vorstellungen hinausgehen, die in der Bewegung der Selbstreform der Schule und der Universität zirkulieren, und zum Schluß vorschlagen, das »Handwerk« des Lehrens neu zu überdenken. Ich habe Handwerk gesagt, nicht Arbeit. Es stimmt, wir sprechen vom Lehren als von einer Arbeit. Aber ist es eine Arbeit? Ich frage mich das nicht, weil ich ihr Wesen erforschen will, sondern ausgehend von der Art und Weise, wie wir uns auf unsere Lehraktivität beziehen, von unseren Erzählungen, von den Emotionen, die sie hervorruft. Ich habe die Vorstellung, daß die Aktivität des Lehrens nicht so sehr eine Arbeit ist, sondern vielmehr eine Aktivität *primärer Politik* in dem Sinne des *Roten Sottosopra* »Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall.« Dort wird dieser Begriff eingeführt in der Bedeutung einer Politik der Beziehungen, die das sozial-gesellschaftliche Gewebe bilden, Beziehungen, die jede/r in erster Person denkt und praktiziert.

Wenn in Italien der Sozialstaat, auch *welfare state* genannt, in Frage gestellt wird, ist das nicht der Tatsache geschuldet, daß wir angeblich liberalistisch sind. Der entfesselte Liberalismus à la USA faßt bei uns keine Wurzeln. M. E. ist die Krise des Sozialstaates hauptsächlich einer korporativen Konzeption des öffentlichen Dienstes zu verdanken, die keine Luft zum Atmen läßt. Wenn das zutrifft, müssen wir denken, daß dafür auch die gewerkschaftliche

Politik verantwortlich war und es auch weiterhin ist, nicht imstande, auf positive Weise, in einem *circulus virtuosus*, die Interessen der einzelnen Berufsgruppen mit denen der Kollektivität zu verbinden. Dies ist die Vorstellung der primären Politik als Politik des Werdens und des Wandels der Gesellschaft mittels der primären Beziehungen. Und hier sind wir wieder bei der Vorstellung einer Lehrbeziehung, die in einem größeren Rahmen gedacht ist, da sie näher am Werden und Wandel des gesellschaftlichen Lebens ist.

Vor einiger Zeit habe ich ein Interview mit Giovanni Pozzi, einem Kapuziner, ich glaube aus Lugano, und berühmten Forscher auf dem Gebiet der italienischen Literatur, gelesen. Er sagte, daß der Platz der Schule »im Herzen der Gesellschaft« zu sein habe. Wenn wir so wollen, ist der Ausdruck abgedroschen, dennoch finde ich ihn treffend. Er fordert dazu auf, die Lehrbeziehung in das Herz des sozialen Lebens zu pflanzen, indem die Qualität der ersteren in konstanter Austauschbeziehung mit der Qualität des zweiten gedacht wird. Die Metapher Pozzis, weit davon entfernt, das Problem der Qualität des Unterrichts zu verschleiern, lädt ein, eine Lehrbeziehung von hoher Qualität zu denken. Und hier sind wir wieder bei der weiblichen Differenz. Vom Lehrberuf sagt man, daß er sich feminisiert habe, da in der Schule viel mehr Frauen als Männer arbeiten. Dies, so sage ich, ist eine Gelegenheit, die Qualität des Lehrens erneut zu denken. Die Qualität im qualitativen Sinn, d. h. die Essenz. In der Tat, wenn die zunehmende weibliche Präsenz kein Mehr erzeugt – für Frauen und Männer –, wenn sie sich nicht in eine qualitative Differenz übersetzt, läuft sie Gefahr, ein Weniger zu werden, d. h. ein Minuspunkt. Es ist wahrscheinlich, daß die weibliche Präsenz zwangsläufig etwas oder viel vom Sinn der Arbeit im allgemeinen verändern wird. Aber was das Lehren anbelangt, so scheint sie mir bereits jetzt zu zeigen, daß es sich niemals um eine

Arbeit im landläufigen Sinne gehandelt hat, sondern vielmehr um eine primäre Aktivität im Leben der *polis*, ähnlich wie die, den Kindern die Muttersprache beizubringen.

Was ich hier sage ist keine Konklusion, sondern eine Fragestellung, die auch eine Veränderung in erster Person verlangt. Ich möchte das anhand meines persönlichen Falls erklären. Jahrelang habe ich an der Universität als Forscherin und als Dozentin gearbeitet und fühlte mich dabei wie eine verkannte Klassenbeste. Ich sah mich als eine Art Prinzessin, die inkognito auftritt: sehr gut, aber verkannt. Eine anstrengende und fruchtlose Haltung, die ich heute an mir selbst kritisiere, um jeder professionell begabten Lehrerin zu sagen, daß sie sich nicht in die eigene Vortrefflichkeit einschließen, sondern sich in die Realität der Schule hineinbegeben sollte, bis hin zum Herzen der Gesellschaft. Anfangs sagte ich, daß ein Drittes nötig ist, um eine pädagogische Beziehung herzustellen. Hier ist es: Das Dritte ist die Gesellschaft. Um zu lehren und um vielleicht zu erziehen, ist es notwendig, auf jeglichen schulischen Separatismus verzichtet zu haben und sich in die Gesellschaft hineinzubegeben. Unsere hervorragenden Fähigkeiten sollen ansteckend und zum Greifen nah sein, zugänglich für andere, die hinzukommen. Wenn das, was wir sagen, keine Resonanz findet, laßt es uns besser sagen. Wenn es kein Gehör findet, laßt es uns besser machen. Wenn man es nicht sieht, laßt es uns in größerem Maßstab machen.

Und das Vierte, was ist das Vierte der pädagogischen Beziehung? Es ist genau dieser Faktor, der uns zur Distanz zu unseren Erfindungen verhilft, nicht von den ausgeschlossenen Erfindungen, sondern, im Gegenteil, von den guten und richtigen. Es ist die Leere, ohne die wir uns mit uns selbst und unserem Gedachten füllen und uns nicht mehr bewegen.

Diskussion

LehrerIn sein – ist das Arbeit?¹

Giannina Longobardi (Verona)

Luisa Muraro hat in ihrem Beitrag die Frage gestellt, ob Unterrichten wirklich eine Arbeit ist. Dazu möchte ich etwas erzählen, was mir erst vor ein paar Tagen richtig klargeworden ist. Ich war auf dem Heimweg von der Schule, ganz glücklich und zufrieden, und in dieser Gemütsverfassung habe ich gespürt – wirklich gespürt, und nicht gedacht –, daß mein Gehalt und die Arbeit für mich zwei getrennte Dinge sind: Sie stehen in keiner Proportion, in keiner Beziehung zueinander. Aber nicht in dem Sinn (der naheliegender wäre), daß das Gehalt niedrig ist, sondern in dem Sinn, daß das Bezahltwerden nichts mit dem zu tun hat, was ich mache, mit der Art, wie ich das, was ich mache, wahrnehme. Auf das Geld bin ich angewiesen – aber, so dachte ich, wenn man mir sagen würde, bleib zu Hause, wir bezahlen dich trotzdem, würde sich in meinem Leben eine große Leere auftun – so wichtig ist für mich das Lehrersein. Vielleicht ist es also eine Arbeit, bei der du dich selbst hergibst und bei der du auf Grenzen stößt, die vor allem deine eigenen sind; LehrerIn sein beinhaltet eine Freiheit, die in keiner Beziehung zur Bezahlung steht. Trotz dieses Gefühls der Trennung von Arbeit und Geld (das das geringe gewerkschaftliche Engagement der Frauen vielleicht besser erklärt als viele antiquierte soziologische

1 Es diskutieren: Giannina Longobardi, Luciana Tavernini, Gabriella Giorgetti, Rosa Porcu, Andrea Bagni, Anna Maria Piussi, Luisa Muraro; erschienen in: Antonietta Leiaro/Vita Cosentino/Guido Armellini (Hg.), *Buone notizie dalla scuola*, Nuova Pratiche Editrice, Mailand 1998, S. 39ff.

Untersuchungen über die Feminisierung der Schule) wurde in den vertraglichen Verhandlungen eine Politik eingeschlagen, die finanzielle Anreize, also Geld, in unsere Arbeit *hineinbringen* wollte. Viele Lehrerinnen bekämpften damals diesen Vorschlag, ohne viel Aussichten auf Erfolg, im Namen des Gleichheitsgedankens. Wir waren mit einer symbolisch gesehen sehr einschneidenden Operation konfrontiert: Es ging um die Angleichung der Schule an die Fabrik, und des Unterrichtens an die Produktion, und das hat Auswirkungen darauf, wie wir unsere Arbeit konzipieren sollten, das verändert ihren Sinn im Negativen. Das verschlechtert effektiv die Beziehungen innerhalb der Schule.

Ich will zwei Beispiele anführen. Erstens die Prämierung der Fortbildungskurse, die Tatsache, daß jetzt eine bestimmte Anzahl solcher ›bescheinigter‹ Stunden für eine Gehaltserhöhung verlangt wird. Ich war dieses Jahr als Fortbilderin in einigen dieser Kurse tätig, und ich habe gemerkt, kaum hatte ich den Unterrichtsraum betreten, daß die Möglichkeit der Kommunikation von Anfang an eingeschränkt war – die meisten Kollegen waren erschienen, um die Unterschrift auf ihrem Nachweis zu bekommen. Man brauchte sie nur anzuschauen, das ging aus ihrer Haltung hervor, manche hatten sich sogar was zum Lesen mitgebracht. Das ist für mich kein Skandal – es ist die logische Konsequenz einer Dienstbotenhaltung, eines infantilen Verhaltens, das von der Institution mit diesen kleinkarierten Formen der Kontrolle ausgelöst wird. Die Möglichkeit, eine bedeutsame Beziehung herzustellen, war jedenfalls von vornherein beeinträchtigt – selbst zu den Lehrerinnen, die aus echtem Interesse gekommen waren. Aber es stand nicht in meiner Macht, die Unterschriften gratis auszuteilen und die Leute wegzuschicken, die lieber woanders gewesen wären. Das zweite Beispiel dagegen handelt von der Tätigkeit als Lehrerin. Bis vor ein paar

Jahren trafen einige Lehrerinnen ihre Klassen, zum Beispiel die Abiturklassen, auch außerhalb der normalen Unterrichtszeit, um bestimmte Themen zu vertiefen, um ihnen bei der Wiederholung zu helfen oder Referate von einzelnen Schülerinnen zu betreuen. Heute passiert das kaum noch, denn jetzt werden die Stunden bezahlt – allerdings nur unter bestimmten Bedingungen: Nur wenn es sich um das Nachholen einer versäumten Stunde handelt, nur wenn nicht die ganze Klasse beteiligt ist. Der Anreiz führt also zur Demotivation: Warum sollte ich das, was ich immer gemacht habe, weiterhin gratis tun, während andere dafür bezahlt werden?

Luisa Muraros Worte haben mir geholfen, mir klar darüber zu werden, wie ausschlaggebend dieser symbolische Aspekt des Geldes ist, und wie wichtig es ist, sich damit auseinanderzusetzen. Vorher war ich nämlich im Zweifel darüber, ob mein Gefühl der Trennung von Arbeit und Geld nicht ein elitärer Spleen sein könnte.

Luciana Tavernini (Mailand)

Meine erste Überlegung gilt der primären Politik. Ich habe immer Begeisterung, Engagement und Energie in meine Arbeit gesteckt. Wenn ich dann anderen davon erzählte, passierte es oft, daß eine sagte: »Aber du machst doch nur Schule – das ist nur Schule, das ist keine Politik«. Ich fühlte mich verletzt, denn ich hielt es nicht für möglich, daß all diese Energie nicht auch Politik war: Das heißt die Fähigkeit, die mich umgebende Wirklichkeit, die Gesellschaft, entsprechend meinem Wünschen und Wollen zu verändern. Denn schließlich sah ich, daß ich, indem ich Schule machte, die Welt erschuf, in der ich lebte.

Die Idee der primären Politik ist eine großartige Idee, durch sie habe ich entdeckt, was mich manchmal blockierte: Nämlich die

Vorstellung, das Engagement in der Schule sei eine ehrenamtliche Tätigkeit – etwas für die anderen, nicht für mich, nicht notwendig. Aber wenn ich etwas dafür tue, daß wir in der Klasse, in der Schule, im Stadtteil in einer zivilisierten Form zusammenleben – dann tue ich doch etwas in meinem Interesse! Das erfordert allerdings mehr Zeitaufwand für die Schule als der vertraglich vorgesehene. Viele meiner Kollegen und Kolleginnen wollen die 40-Stunden-Woche nicht überschreiten; und bei den Elternsprechstunden halten sie sich starr an die festgelegten Uhrzeiten. Ich kann das nicht. Wenn Eltern mich um ein Treffen bitten, erkläre ich mich sofort bereit, denn ich finde es sehr wichtig, miteinander zu sprechen, zuzuhören, mit ihnen in Beziehung zu stehen, und zwar so lange, wie es nötig ist. Das bringt auch Vorteile für die Arbeit in der Klasse, dann macht die Arbeit dort mir mehr Spaß. Das sind also nur dem Anschein nach zusätzliche Stunden.

Ein anderes Problem ist die Bürokratisierung, zum Beispiel was die Formulierung und die Verteilung der Beurteilungen betrifft. In meiner Schule gab es zuerst Raster, die vorgaben, welche Aspekte berücksichtigt werden sollten, aber da sie nicht verbindlich waren, versuchte ich immer, etwas Persönliches zu schreiben. Jetzt haben wir Zeugnisvordrucke mit Lücken, die auszufüllen sind – wir machen also ein Puzzle, anstatt Beziehungen zu schaffen! Die besten Zeugnis Konferenzen sind der Meinung meiner Direktorin nach diejenigen, in der die Vordrucke in der kürzestmöglichen Zeit ausgefüllt werden: das heißt Produktivität in der Schule.

Gabriella Giorgetti (Mailand)

Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob der Begriff Arbeit zutrifft. Wahrscheinlich ist er etwas beschränkt für einen so besonderen Beruf wie den des Lehrers/der Lehrerin, der darin besteht, eine

professionelle Tätigkeit in einem komplexen und hochgradig bürokratisierten Kontext auszuüben.

Was mir an dieser Arbeit gefällt, ist der kollektive Aspekt, der Aspekt der Beziehungen, und die Tatsache, daß er ein Mittel zur Identitätsfindung und Emanzipation ist, was in den anderen »klassischen Berufen« oder in den Handwerksberufen kaum der Fall ist. Doch oft ist für Lehrende und SchülerInnen die Schule gar kein richtiger »Ort« – sie ist eine Durchgangsstation ohne große Bedeutung, im Gegensatz zu anderen Arbeitszusammenhängen. Wie jedoch von vielen Seiten zu hören ist, steht es aber doch in der Macht eines Lehrers/einer Lehrerin, dem Ort Schule Bedeutung zu verleihen, aufgrund der Erfahrungen, die dort gemacht werden und aufgrund der Beziehungen, die dort aufgebaut werden.

Ein anderer zentraler Punkt – und hier kommt wahrscheinlich meine Rolle als Gewerkschafterin ins Spiel – ist, »ob und wie« sich diese Erfahrungen und Beziehungen auf der Ebene des Arbeitsverhältnisses, der Vertragsabschlüsse umsetzen lassen. Müssen die Regelungen, die ja oft das Ergebnis von Vermittlungen sind, zwangsläufig verbindlich sein, also einschränken, oder ist es möglich, Normen auszuhandeln, die eine bewegliche Grenze darstellen? Die Frage der Fortbildungskurse scheint mir ein Beispiel für das Spannungsverhältnis zu sein, in dem sich die LehrerInnen befinden – zwischen professioneller Unabhängigkeit und Regelungen, die in einer öffentlichen Einrichtung wie der Schule sowieso da sind (aber in welchem Ausmaß müssen sie da sein?). Viele Lehrerinnen – auch die engagiertesten – haben es als Abwertung empfunden, daß das Recht bzw. die Pflicht zur Fortbildung – die früher übrigens wesentlich mehr Stunden umfaßte als die aktuelle Regelung – jetzt für die Laufbahn obligatorisch gemacht wurde. Es steht außer Frage, daß die Verknüpfung Fortbildung – Laufbahn neu

überdacht werden muß, nicht nur weil dadurch ein Markt zweifelhafter Qualität entsteht, sondern vor allem, weil es keinerlei positive Auswirkungen auf die Arbeit haben kann, wenn der Besuch der Fortbildungskurse als bürokratischer Akt empfunden wird.

Rosa Porcu (Manfredonia, Foggia)

Lehrerin sein, das ist für mich eine Arbeit, da sehe ich gar keinen Widerspruch – auch wenn natürlich nicht alle Arbeiten gleich sind. Das Lehren und das Lernen betreffen das Innerste der Menschen, die daran beteiligt sind. Darin liegt das Mehr der Schule im Vergleich zu anderen Arbeiten, und genau aus diesem Grund kann die Schule nicht nach marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten gestaltet werden. Auch das Gesundheitswesen scheint mir ein Bereich zu sein, wo berufliche Aufgaben und Kompetenzen mit den wertvollsten, sensibelsten (und auch verletzlichsten) Teilen der Menschen verknüpft sind, und deshalb kann auch das Gesundheitswesen nicht kommerzialisiert werden. Ich halte es für eine elitäre Haltung zu sagen, das Gehalt sei nicht von Interesse. Nein – ich arbeite und will dafür bezahlt werden. Es geht eher darum, daß ich sehr wenig verdiene für die wertvolle Arbeit, die ich leiste und bei der das eigene Begehren einen großen Raum hat. Vor die übliche Frage gestellt: »Warum machst du das überhaupt?« kann ich jetzt antworten: »Weil ich Leidenschaft und Kompetenz besitze, weil ich Wissen und Liebe weitergeben kann an Mädchen und Jungen, die sich in einem Entwicklungsprozeß befinden und zu denen ich in einer pädagogischen Beziehung stehe«.

Ich bin damit einverstanden, daß Unterrichten zum Bereich der primären Politik gehört. Wenn ich meinen Schülern eine Definition von Politik gebe, beziehe ich mich auf die aus *Lettera a una professoressa* [Brief an eine Lehrerin]. Politik heißt, neben den eige-

nen Bedürfnissen auch die der Gemeinschaft einzubeziehen und zu organisieren. In diesem Sinn hat das Lernen-Lehren eine politische Bedeutung, denn hier treffen sich Bedürfnisse und (ich füge hinzu:) Wünsche von Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern. Aus diesem Grunde habe ich mich vor ein paar Jahren entschlossen, Lehrerin zu bleiben – während viele der linken »Lehrer« der Reihe nach Abgeordnete oder Senatoren wurden. Ja, gerade die politische Geschichte mit den Frauen hat es mir erlaubt, in der Schule Möglichkeiten und Räume für eine größere Freiheit für mich selbst zu entdecken.

Das Problem ist nun, dieses »Mehr« und diese politische Rolle der Schule sichtbarer zu machen und es mit der Tatsache in Verbindung zu bringen, daß es sich um einen Bereich mit immer stärkerer Frauenpräsenz handelt. Leider haben die Lehrerinnen, obwohl sie in der Mehrzahl sind, noch kein Bewußtsein der wichtigen Praxis und der zivilisatorischen Funktion entwickelt, die sie in der Schule ausüben. Hier muß noch ein qualitativer Sprung erfolgen.

Heute ist die Meinung, die Schule sei nichts wert, weit verbreitet. Das kommt daher, daß hier eine mütterliche symbolische Ordnung am Werke ist, die keine Anerkennung erfährt, ja, der sogar der Boden entzogen wird durch ein Klischee, das auch bei der Linken herrscht.

Andrea Bagni (Florenz)

Die Wege der Schuldgefühle sind unerforschlich, und so ist es mir passiert, daß ich etwas verlegen meinen »Erfolg« als Italienisch- und Geschichtslehrer registrieren mußte, der darin bestand, daß sich viele meiner Schüler und Schülerinnen für ein geisteswissenschaftliches Studium entschieden, was eigentlich recht fern von den Berufszielen liegt, zu denen unser Schultyp, eine höhere Han-

delschule, hinführen soll. Ich habe mehrmals versucht, aktiv zu werden und die Mädchen (denn es handelte sich vorwiegend um Mädchen, und das ist, so glaube ich, von Bedeutung) darauf hinzuweisen, daß ein Studienabschluß in Philosophie oder Literaturwissenschaft bezüglich Stellenaussichten nicht gerade das Maximum ist – wo die Schule doch mittlerweile der älteren Generation vorbehalten ist, die obendrein nicht einmal mehr vorzeitig in den Ruhestand gehen kann und somit darin festsetzt. Ganz zu schweigen von der Bezahlung, das heißt dem sozialen »Erfolg«. Ich fürchtete, die Schülerinnen würden eine etwas romantische Entscheidung treffen, nach dem Motto: Mich interessiert das eben, ich fühle mich dazu berufen, an alles übrige will ich nicht denken (genauso hatte ich mich entschieden, allerdings befanden wir uns damals Anfang der siebziger Jahre). Die Antwort einer meiner Schülerinnen zeugte jedoch mehr von Ernüchterung als von »Berufung«: Wenn du nicht einen Vater mit einem kleinen Betrieb hast, oder einen, der dir ein Steuerberaterbüro einrichtet, dann ist es eigentlich egal, welchen Hochschulabschluß du hast. Da ist es doch besser, wenigstens das zu studieren, was Spaß macht. Danach sehen wir weiter. *Etwas, was Spaß macht.* Als wollte sie sagen: In der Leere dieser Jugend, wo man nur irgendwo geparkt wirkt bzw. wo Unterbeschäftigung herrscht (oder wie in Prato, wo ich Lehrer bin, unterbezahlte Wahnsinnsarbeit: 10-12 Stunden am Tag, praktisch umsonst, für Leute mit Abitur), da ist es doch besser, wenigstens an sich selbst zu denken. Und zwar auf quasi antiökonomische oder postökonomische Weise.

Anders ausgedrückt: In dem Moment, wo sich der »Tauschwert« des Wissens in großer Krise befindet, wo die Gleichung Ausbildung = privilegierter Arbeitsplatz ins Wanken geraten ist, bekommt, sozusagen auf wundersame Weise, der *Gebrauchswert des Wissens*

einen Sinn, das heißt genau jene Eigenschaft, die sich nicht im Tausch gegen irgendeine Form der Entlohnung erschöpft, die sich nicht in einen Gutschein umwandeln läßt, die kein »kognitives Kapital« im Sinne eines privaten Vermögens darstellt, keine Ressource, die man früher oder später ausgeben kann und die als Basis für materielle Sicherheit dient. Der Gebrauchswert des Wissens beginnt sich ganz langsam gerade aufgrund einer Situation der Unsicherheit zu zeigen, einer Art Einsamkeit, was äußere Bezugspunkte, Strukturen und vorgefertigte Bahnen betrifft; man ist dazu »verurteilt«, von sich selbst auszugehen, eigene Interpretationsmuster für die Welt und für sich selbst in der Welt aufzubauen. Und das bedeutet, von der *Gegenwart* auszugehen und einen Sinn in ihr zu finden, ohne auf der Bühne des Geschehens auf große Regisseure angewiesen zu sein – ja, angesichts der Krise der festgelegten Rollen muß man sich sogar einen eigenen Text zusammenstellen.

Diese Erfahrung der Jugendlichen scheint mir im Grunde dem verwandt, was hier über den Lehrberuf gesagt wurde. Auch ich erlebe diese Arbeit irgendwie abgetrennt von der Bezahlung; darin kann sie einfach keinen Wertmaßstab finden. Nicht nur in quantitativem Verhältnis, sondern vor allem aufgrund des qualitativen Unterschiedes; nicht erklärbar innerhalb eines Austausches Leistung gegen Preis. Sie geht in eine andere Richtung, *entspricht ihm nicht*. Es ist eine Praxis der *Leidenschaft* für das Wissen, für die Beziehungen, für die Sorge um das Umfeld, in dem man lebt. In dieser Praxis erhält es Sinn. Es hat Gebrauchswert. Kann aufgebraucht werden.

Und dennoch braucht heute vielleicht die gesamte ökonomische Struktur zum ersten Mal den »Arbeitseinsatz« eines Wissens, das *entfernt* von der entlohnten Arbeit ist: ein »sprachliches« Können,

vielseitig verwendbar, auf der Metaebene einzusetzen, vielleicht auch sehr umfassend kooperativ und tendenziell »kostenlos«; eine Figur, die nicht mehr, wie früher, von den festen Grenzen der Fabrik definiert ist, sondern woanders aufgebaut und geformt wird, nämlich dort, wo man sich um sich selbst und um die *Polis* kümmert, das heißt, wo man *Politik* macht.

Jetzt, in der Krise einer Ordnung, die auf Arbeit gegründet war und die als Basis für Rechte, Einkommen, Staatsbürgerschaft diente, allerdings zu dem Preis, daß alles vom großen Markt reguliert und gegen Bezahlung zu haben ist (Kompetenzen, Kreativität, Identität werden zu *Leistungen*), hier liegt für die Mädchen und die Jungen *auch* eine Gelegenheit zu einem Neuentwurf ihrer selbst, auf der Basis von Kenntnissen, sprachlichen Fertigkeiten, symbolischen Repräsentationen: dem *Gebrauch* und nicht dem Verkauf des eigenen Wissens. Ein Entwurf, der unter dem Gesichtspunkt der sozialen Organisation so »kostengünstig« und »rationell« wie nie zuvor ist, in der nachindustriellen Gesellschaft, wo es die Biographien sind (im nachhinein zu erzählen, und weniger im voraus zu programmieren), die eine Synthese schaffen, und nicht die Zuweisung irgendeines Platzes in der funktionalen Produktionsstruktur. Politische Biographien.

Anna Maria Piussi (Verona)

Andrea Bagni hat von seinen Schülerinnen erzählt, die Studiengänge zu wählen scheinen, die keine »starken« Berufsaussichten im Sinne gesellschaftlichen Erfolges versprechen. Er hat von Ernüchterung, aber auch von Leidenschaft gesprochen. Viele Studentinnen der ehemaligen Pädagogischen Fachhochschulen (und heute der Erziehungswissenschaften) sprechen explizit von Leidenschaft für den Lehrberuf, und im allgemeinen für die Pflegeberufe. Das ist

eine Bestätigung einer weiblichen Differenz, die sicher nicht nur im Sinne von Unterordnung zu interpretieren ist. Andrea betont auch, daß die Neigung zum Gebrauchswert des Wissens mehr bei den Mädchen als bei den Jungen zu finden ist. Ich stimme ihm zu, was die Zweischneidigkeit der Transformationen des Marktes und der Arbeit betrifft, die *auch* einen neuen Wunsch nach Freiheit und Zeit für sich selbst begünstigen können, aber ich frage mich, unter welchen Bedingungen die neuen gesellschaftlichen Erfordernisse und die Wünsche der Jugendlichen, insbesondere der Mädchen, zusammenzubringen sind, *ohne daß dabei etwas an Qualität verlorenggeht*. Auf der einen Seite wird der gesellschaftliche Bedarf an Arbeiten im Pflegebereich immer deutlicher sichtbar, und die wurden traditionellerweise von Frauen verrichtet. In diesem Sektor vermehren sich auch rapide die Berufsbilder und die entsprechenden Ausbildungsgänge. So stellt eine wachsende Anzahl von Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern sowie Politologen (ich denke unter anderem an Rifkin, Morin, Rodotà) die kommunikativ-beziehungsorientierte Arbeit, die keine Waren produziert und deren Prototyp die Pflegearbeit ist, ins Zentrum eines Entwurfs für eine neue, zivilere Gesellschaft, die nicht dem Primat des Geldes und des Marktes unterliegt. Auf der anderen Seite wissen wir, wie stark – und zweideutig – heute die Parolen von der »Feminisierung der Arbeit« auf dem Weg zur nachindustriellen Gesellschaft und vom »Non-Profit-Sektor« mit seinem hohen Anteil an Pflegearbeit und weiblicher Präsenz geworden sind. Aber die Aufwertung dieser Arbeiten nimmt stillschweigend immer mehr ein männliches Vorzeichen an: Die zunehmende männliche Präsenz ist nur ein Ausdruck davon. Ich bin Professorin für Erziehungswissenschaften, ein Fach, das aus dem früheren Pädagogikstudiengang hervorgegangen ist, in dem Lehrer ausgebildet wurden. Der neue Studiengang

bildet vorwiegend professionelle Erzieher für verschiedene Bereiche aus – und die Anzahl der männlichen Studenten hat sich vervielfacht, während es sie früher praktisch gar nicht gab. Daß dieses Vordringen der Männer zu deuten ist als zielgerichtetes Anstreben eines Arbeitsplatzes in einem aufsteigenden, expandierenden Marktsektor mit Beschäftigungsgarantie, scheint mir außer Frage zu stehen. Weniger klar ist hingegen, inwiefern die Männer die Ausbildung, das Wissen und die Arbeit als Gebrauchswert und nicht als Tauschwert wahrnehmen. Ich beobachte mit Interesse das vor kurzem begonnene Eindringen der Männer in diesen Bereich, aber ich mache mir etwas Sorgen darüber, was sie an Wünschen, an Beziehungen, an Symbolischem mit einbringen. Vorhin sprach ich von männlichem Vorzeichen, in dem Sinn, daß mir die Tendenz zur Hyperprofessionalisierung dieser Tätigkeiten und Arbeiten Sorgen macht. Ziel ist doch nicht, Waren zu produzieren, sondern das Wohlergehen und die Entwicklung von Menschen zu fördern. Ich sehe die Gefahr, daß auch die Hilfe und die Pflege zur Ware gemacht werden, daß die Subjektivität und Integrität des Menschen auf ein Objekt von hochspezialisiertem Fachwissen reduziert wird, daß an die Stelle der lebendigen, konkreten Beziehung zwischen zwei Personen ein technischer oder technologischer Eingriff tritt, daß die abstrakte Logik der Rechte die Überhand gewinnt über den lebendigen Austausch von Wünschen, Bedürfnissen, Fähigkeiten. Die Ausbildungsmodelle für diese neu entstehenden Berufe gehen eben in diese Richtung.

Es gibt also eine Antwort auf die Frage, die ich selbst gestellt habe. Damit es keine Entmenschlichung der Gesellschaft gibt, dort, wo Frauen tagtäglich bezahlte oder unbezahlte Zivilisationsarbeit geleistet haben und noch leisten, damit die Qualität der Pflege- und Hilfsdienste nicht zwangsläufig sinkt, ist ein Kampf not-

wendig, damit die historisch gewachsene weibliche Präsenz, das Mehr an Wissen und Kompetenz, das die Frauen aufgrund ihrer Erfahrung haben, eine Quelle von Autorität für alle wird. Und das bedeutet für die Frauen, das Schweigen und die Selbstentwertung zu überwinden, die selbst angesichts guter Arbeit noch herrschen. Dabei können sie Sinn schaffen, sie können dabei helfen, sich selbst Autorität zu verschaffen und sie anderen zuzuerkennen. Und für die Männer geht es darum, sich nicht mehr länger zu Komplizen eines neutralen Wissens und Handelns zu machen – distanziert, abstrakt, spezialisiert –, sondern sich der Geschlechterdifferenz bewußt zu sein, bereit zu sein, auf das zu hören, was die Frauen an Wissen weiterzugeben haben – und möglichst auch auf die eigenen Wünsche, Gefühle und tiefliegenden (meistens verdrängten) Widersprüche.

Luisa Muraro (Mailand)

Selbstentwertung und Zurückhaltung bei den Frauen versus pseudouniverselle Selbstbeweihräucherung bei den Männern – das ist das wiederkehrende Bild einer Situation, die ins Stocken geraten ist.

Der Punkt ist: Schule machen ohne Politik zu machen (so wie wir das verstehen: primäre Politik, keine militante oder Berufspolitik) bedeutet, im Spiel den gewinnbringenden Einsatz zu verfehlen. Eine gute Lehrerin (oder ein guter Lehrer) sein – ist das schon Politik? Ja und nein. Das ausschlaggebende Kriterium ist meiner Meinung nach das Primat der Praxis der Beziehung. Die Beziehung zwischen denen, die lernen, und denen, die lehren – diese Beziehung zum Herzen der Schule machen, und so handeln, daß der »soziale Körper«, die Gesellschaft um die Schule herum sich zusammenfindet auf der Basis von Fragen, die den einzelnen am Herzen liegen.

Zu diesem Ergebnis kommt man sicher nicht, wenn die Schule auf ein Dienstleistungsunternehmen reduziert wird, oder wenn sie die Logik eines Betriebs imitiert. Dazu fällt mir übrigens ein Betrieb ein, der sich erfolgreich erneuert hat, und zwar, so erklärte sein Manager, 35 Jahre alt, indem er das Kriterium anwandte, so wenig wie möglich einem Betrieb zu ähneln. Ende des Exkurses.

Hier haben wir Erzählungen von Bürokratisierung gehört – Ereignisse, die erzählt wurden als Episoden, die ohne Kampf über die Bühne gegangen sind. Das ist der Punkt. Wenn uns Dinge auferlegt werden, die wir persönlich gerade noch ertragen könnten, die aber die Qualität des Unterrichts senken oder die innerste, persönliche Energie der pädagogischen Beziehung zerstören, können wir das nicht einfach kampflos hinnehmen. Hier könnte man einwenden: Dann würden wir unsere Zeit ja mit Kämpfen statt mit Unterrichten verbringen! Damit sind wir wieder bei unserem anfänglichen Problem: Was für eine Arbeit ist das Lehren/Lernen? Ist es wirklich eine Arbeit, oder ist es nicht etwas, was sich viel mehr dem Leben annähert?

Annamaria Rigoni/Mari Zanardi

Begehrens-Zeit¹

In allen uns bekannten Arbeitszusammenhängen haben wir immer Frauen sich dafür einsetzen sehen, die Zeit und den Zeitplan der eigenen Arbeit zu verändern.

Auch in Betrieben, wo Verträge und Regelungen auf jede Art und Weise versuchen, die Zeitstruktur zu vereinheitlichen, ist es den Frauen gelungen, die Arbeitszeit durch die weibliche Differenz zu markieren. Teilzeit in all ihren Facetten, flexible Arbeitszeiten, die größtmögliche Nutznießung an Freistellungen, Urlaub oder vertraglich festgelegte Arbeitszeitverkürzung sind von den arbeitenden Frauen in harten Kämpfen erreicht worden. Dies ist das Ergebnis kollektiver betrieblicher Verhandlung (an den Orten mit stärkerer weiblicher Präsenz und Autorität) oder individueller Verhandlungen.

Die arbeitenden Frauen, die untereinander Beziehungen aufgebaut haben, wissen die Vermittlung an den Arbeitsplätzen zu praktizieren und einen Punkt der Begegnung zwischen Produktionserfordernissen und persönlicher Gestaltung der Arbeitszeiten zu finden. Manchmal bringen sie sogar die zuständigen GewerkschafterInnen dazu, geschlechtlich differenzierte Arbeitszeitbestimmungen auszuhandeln, die den eigenen Bedürfnissen und Wünschen entsprechen.

¹ Aus: *Via Dogana*, Nr. 37/1998)

Dennoch kommt all dieses Handeln und Verhandeln, all dieses Wissen der Frauen über die Zeitfrage in der erhitzten Debatte zur Arbeitszeit, die heute die öffentliche Szene beherrscht, nicht zum Ausdruck. Hier geht es ausschließlich um das Gesetz zur Arbeitszeitverkürzung auf die 35-Stunden-Woche, das einen Großteil an Energien und Reflexionen der Gewerkschaft und der Linken absorbiert.

Auch viele Frauen haben Aufrufe und Appelle zugunsten dieses Gesetzes unterschrieben. Sie sind zum Beispiel überzeugt, daß damit eine Umverteilung der häuslichen Arbeit zwischen Mann und Frau (per Gesetz!) und die Verbesserung der Lebensqualität für alle, Frauen wie Männer, geschaffen wird.

Mit diesem Ansatz sind wir aus dem Grunde nicht einverstanden, weil die Zeit der 35-Stunden-Woche die einzig gültige, universelle Zeitrechnung ist. Eine Zeit, die in dem Verhältnis/Konflikt zwischen männlichen Hierarchien ihre Rechtfertigung findet. Das grundlegende Merkmal dieser Einheitszeit, nämlich den Rhythmus der Zeit und die Existenzorte festzulegen und zu reglementieren, wird nicht angekratzt. Es bleibt die entfremdete Zeit, die außerhalb von sich nichts vorsieht und all das unbenannt und unbedeutend läßt, was sie nicht selbst umfaßt. Es ist kein Zufall, daß ein Problem unserer Gesellschaft darin besteht, eine entleerte und von Sinn beraubte Zeit »zu füllen«.

Schon lange haben einige Frauen (auch wir, die wir hier schreiben) gesagt, daß es nicht eine Zeit des Lebens und eine Zeit der Arbeit gibt, sondern daß es das Leben gibt, in dem es auch die Arbeit gibt, die außer Haus verrichtet wird. Diese ist für Frauen in den letzten 20 Jahren ein fundamentaler Aspekt geworden. Nicht nur bezüglich der Frage der ökonomischen Unabhängigkeit, die auch existiert, sondern wegen des Wunsches nach Selbstbestimmung und nach Ausdruck der eigenen Fähigkeiten.

Wir denken, daß es wichtig ist, zu einer Benennung dessen zu kommen, was die universelle Zeit nicht umfaßt, um so einer unterschiedlichen Zeit symbolisch Existenz zu geben, die wir *il tempo-desiderio*, Begehrens-Zeit, nennen, Quelle des Sinns und der weiblichen Freiheit.

Die Begehrens-Zeit ist ein Konzept, das laia Vantaggiato in einem sehr schönen Beitrag mit dem Titel »Was von der Zeit übrigbleibt« ausgearbeitet hat.¹ Die Autorin untersucht das Thema Arbeitszeit unter einem neuen Gesichtspunkt und zeigt auf, daß es für Frauen eine Beziehung zwischen Zeit und Arbeit gibt, die in unserer Gesellschaft anscheinend nicht gesehen oder jedenfalls verzerrt dargestellt wird.

Es ist der Gesichtspunkt des Begehrens. Es ist die Entdeckung der Begehrens-Zeit.

Die Reflexionen der Autorin gehen aus von einem scheinbar unspektakulären Element. Enthalten in einem Satz Madame de Maintenons, den sie an eine Freundin schreibt: »Der König nimmt mir meine ganze Zeit; ich schenke den Rest Saint-Cyr, dem ich die ganze schenken möchte.«²

laia Vantaggiato, die die Existenz eines »Restes« an Zeit, die nicht auf die »Zeit des Königs« reduzierbar ist, auch für sich als zutreffend erachtet, fragt sich: »Was geschieht, wenn eine Zeit benannt wird, die sich von der gegebenen Zeit unterscheidet und

1 laia Vantaggiato: »Quel che resta del tempo«, in: Annarosa Buttarelli, Giannina Longobardi, Luisa Muraro, Wanda Tommasi, laia Vantaggiato: La rivoluzione inattesa. Donne al mercato del lavoro, Mailand 1997. [Die unerwartete Revolution. Frauen auf dem Arbeitsmarkt.]

2 Mme. de Maintenon war die Favoritin des Sonnenkönigs; Saint-Cyr ein Internat für die Erziehung armer Mädchen, das Mme de Maintenon gegründet hatte.

nicht darauf reduzierbar ist? Es geschieht, daß neue symbolische Ordnung, neue Vermittlung und neuer Sinn erzeugt werden.«

Eine neue Zeit kreieren, indem sie benannt wird – Zeit des Begehrens –, sich frei in die Arbeit hinein- und wieder aus ihr herausbegeben; etwas in Worte fassen, das zuvor nicht vorgesehen war, ist ein wichtiges Element in der Politik der Frauen. »Die Welt derjenigen, die Neues erfinden, ist neu und groß und nicht bereits besetzt« (Luisa Muraro in der 1. Nummer der *Via Dogana*); während die Welt, in der wir leben, von der männlichen Erzählung dominiert wird, die eine männliche Erzählung auch der Arbeit ist. Durch ihre angebliche Universalität löscht sie die weibliche Differenz aus und läßt das von Frauen an den Arbeitsplätzen angesammelte Wissen verstummen und nicht zirkulieren.

Die Ordnung des Königs (die männliche hierarchische Ordnung) hat für alle, Männer wie Frauen, festgelegt, welche Erfahrungen denkbar und sagbar, welche Erfahrungen wahr und real und welche absurd und nicht notwendig sind. Aber die Tatsache, daß die weibliche Zeit (die Irreduzibilität des weiblichen Körpers) nicht auf die universelle Zeit des Königs zurückgeführt werden kann, besitzt die Fähigkeit, durch die Benennung der Begehrens-Zeit jene Ordnung aus den Angeln zu heben und zu transformieren.

Die Begehrens-Zeit der Frauen bringt auch die Zeit der Gewerkschaft und der eines großen Teils der Linken durcheinander. Diese sehen nämlich nur eine einzige Zeit für möglich an, diejenige, die für alle, Frauen wie Männer, seitens der zentralisierten hierarchischen Struktur ausgehandelt wurde.

Die Begehrens-Zeit zu benennen, bedeutet auch, mit der Meinung aufzuräumen, daß alle Frauen auf der Suche nach dem sicheren, festen Arbeitsplatz mit verkürzter Arbeitszeit (die berühmte 35-Stunden-Woche?) seien. Und daß sie sowieso immer unter un-

gesicherten Arbeitsverhältnissen zu leiden hätten, die sie nur als negativ erfahren würden.

Das Zeichen des weiblichen Begehrens kann sich für einige Frauen so manifestieren, daß sie in unterschiedlichen Phasen ihres Lebens in die Arbeitswelt ein- oder aus ihr austreten, ob es sich nun um abhängige Arbeit, um selbständige oder scheinselfständige Arbeit oder um eine freiberufliche Tätigkeit handelt.

Wir sprechen hier von Frauen, die einen festen Arbeitsplatz für eine selbständige Arbeit aufgeben, die schlechter bezahlt, aber reicher an Bedeutung ist. Oder von Frauen, die die freiberufliche Tätigkeit wählen (mehr als 50% derjenigen, die in den Anwaltsberuf gehen, sind Frauen), obgleich sie wissen, daß der Verdienst nicht garantiert und die Arbeitszeiten sicherlich lang sind. Oder auch von arbeitslos gemeldeten Frauen, die feste Arbeitsangebote ablehnen, wie auch von denen, die nur befristete Arbeiten annehmen, weil sie es als Einengung empfinden, die Stechkarte abstempeln und sich betrieblichen Hierarchien unterwerfen zu müssen.

In der Analyse Iaia Vantaggiatos finden wir einen Schlüssel, um von dem eigenen Wissen der Frauen und von ihren Lebenszeiten zu sprechen. In dem Satz Mme de Maintenons sind die Zeit des Königs und die Zeit von Saint-Cyr »keine zwei entgegengesetzten Zeiten, die eine auf der Seite der Notwendigkeit und die andere auf der Seite der Freiheit. Es gibt vielmehr die Beziehung zwischen den beiden Zeiten, die das, was Rest genannt wird, zu denken erlaubt.« Die Zeit bekommt so »eine komplexe Dimension«, in der – am Hof wie in Saint Cyr – Notwendigkeit und Freiheit koexistieren können.

Die weibliche Erfindung einer ›Brücke‹ zwischen diesen beiden Dimensionen der Zeit erlaubt, nicht die gesamte eigene Zeit dem König zu übergeben (könnten wir sagen: der Entfremdung einer Arbeit, die von oben auferlegt ist?) und damit die ›Zeit für sich‹ der

stummen Bedeutungslosigkeit zu überlassen. Die Zeit erlangt Sinn in ihrer Gesamtheit, und dies gestattet, die Vorstellung von der Zeit der Arbeit als Zeit des Nicht-Lebens zu überwinden.

Die ›Brücke‹ zwischen den verschiedenen Teilen unserer Existenz, die es uns gelingt herzustellen, ist das »Mehr« des weiblichen Wissens. Die Frauen wissen, daß die Person eine ist (innerhalb und außerhalb der Notwendigkeit) und daß die männliche hierarchische Ordnung nicht gänzlich (durch die Auferlegung eines zeitlichen Rhythmus) das Leben von Frauen und Männern strukturieren darf. Wenn Rosa sagt. »Ich bin Rosa, wenn ich arbeite, wenn ich zu Hause bin und wenn ich Gewerkschaftsdelegierte bin«, sehe ich, daß diese ›Brücke‹ existiert und daß es ihre Existenz ist, die allen Zeiten und allen Orten des Lebens Sinn verleiht.

Wir wissen, daß wir damit auf Schwierigkeiten stoßen, etwa die Anstrengung, alle Stücke der eigenen Existenz zusammenzuhalten. Aber diese Anstrengung nehmen wir auf uns, weil wir nicht wichtige Teile von uns selbst abschneiden wollen. Es ist eine Anstrengung, die noch größer wird, weil die Tatsache, das ganze Leben nicht einer einzigen Aufgabe zu opfern (der Arbeit und der Karriere zum Beispiel), von einem großen Teil der (männlichen) Gesellschaft als Mangel gelesen wird.

Die Benennung der Begehrens-Zeit erlaubt, von einer Arbeit zu sprechen, die nicht völlig außerhalb von uns definiert wird; die nicht von Absichten derjenigen regiert wird, die sich oben befinden, sondern die auf der Basis der Wünsche der einzelnen Frauen (und Männer), die miteinander in Beziehung stehen, ausgehandelt worden ist. Eine Arbeit, in der es ein Kommen und Gehen gemäß den Zeiten und den Formen der eigenen Freiheit gibt.

Es ist eine Zeit, die auch einige Männer (vor allem jüngere) anstreben, weil sie sich nicht mehr in der totalisierenden Zeit der Ar-

beit wiedererkennen und Zeit für sich haben wollen. Wir wünschen, daß es immer mehr werden, um zumindest teilweise die Anstrengung der Frauen zu mildern.

Der Reichtum der subjektiven Zeit oder der Begehrens-Zeit, die mehr Wohlbehagen und Gefühl von Freiheit mit sich bringt, kommt jedoch heute nicht ausreichend zum Ausdruck, weil die Frauen (auch wir, die wir hier schreiben) davor zurückweichen, den Reichtum der eigenen Erfahrungen und der Praxis der Beziehungen zu benennen. Es ist an der Zeit, eine neue Erzählung zu beginnen.

Über die Autorinnen

Manuela Cartosio

Journalistin, Redakteurin bei "il manifesto", Rom.

Lia Cigarini

Mitbegründerin der Libreria delle donne di Milano, Rechtsanwältin, Autorin, Initiatorin der Reflektionsgruppe über Arbeit.

Dienstagsgruppe

insgesamt 14 Delegierte, Funktionärinnen, Mitgliedsfrauen der Gewerkschaft, durch die Arbeit verbunden.

Diskussionsgruppe Selbstreform der Schule

Die PädagogInnen aus Schule und Hochschule lehren in Verona, Mailand, Manfredonia-Foggia und Florenz.

Gisela Jürgens

arbeitet über Theorie und Praxis der weiblichen Differenz; Dozentin an autonomen Institutionen, Hochschule und Kirche; lebt in Frankfurt am Main.

Maria Marangelli

Jahrelang FIOM-Gewerkschafterin, Mitinitiatorin der Reflektionsgruppe über Arbeit; Selbständige, lebt in Mailand.

Luisa Muraro

leitet die Philosophinnengemeinschaft Diotima in Verona, Mitbegründerin der Libreria delle donne di Milano; wichtigste Veröffentlichung im deutschsprachigen Raum: Die symbolische Ordnung der Mutter.

Annamaria Rigoni

12 Jahre leitend angestellt in verschiedenen mittleren und großen Betrieben, arbeitet heute freiberuflich in der Weiterbildung.

Oriella Savoldi

Gewerkschaftssekretärin der Fali Cgil, Brescia. Teilnehmerin der Reflektionsgruppe über Arbeit.

Mari Zanardi

Gewerkschafterin in Bergamo, Mitautorin des Roten Sottosopra, Teilnehmerin der Reflektionsgruppe Arbeit.

Die Reihe »Materialienband« (lieferbare Titel)

Band 1

Christel Eckart: Töchter in der »waterlosen Gesellschaft«. Das Vorbild des Vaters als Sackgasse zur Autonomie / Ulrike Schmauch: Entdämonisierung der Männer – eine gefährliche Wende in der Frauenbewegung? / Dörthe Jung: Körper-Macht-Spiele. Unökonomische Gedanken zu weiblichen und männlichen Körper-Präsentationen in öffentlichen Räumen / Ulrike Teubner: Zur Frage der Aneignung von Technik und Natur durch Frauen – oder der Versuch, gegen die Dichotomien zu denken / Barbara Rendtorff: Macht und Ohnmacht – Liebe und Kampf zwischen Müttern und Kindern.

Band 2

Käthe Trettin: Über das Suspekte am neuen Ethik-Interesse: Anmerkungen zu Luce Irigaray / Mechthild Zeul: Warum war »Kramer gegen Kramer« ein Publikumerfolg? Versuch einer psychoanalytischen Deutung / Ulrike Prokop: Die Freundschaft zwischen Katharina Elisabeth Goethe und Bettina Brentano – Aspekte weiblicher Tradition / Barbara Köster: Weiblicher Masochismus.

Band 3

Ulrike Schmauch: Frauenbewegung und Psychoanalyse – öffentliche und verborgene Seiten einer schwierigen Beziehung / Karin Windaus-Walser: Antisemitismus – eine Männerkrankheit?? Zum feministischen Umgang mit dem Nationalsozialismus / Heide Moldenhauer: Frauen und Architektur / Barbara Rendtorff: Der gute Mensch Frau – zum Wesen und Unwesen von Frauen und unserer frauenbewegten Ideologie / Ellen Reinke: Psychoanalytische und sozialstrukturelle Überlegungen zum Abwehrmodus der »altruistischen Abtretung«. Minni Tipp und Anna Freud gewidmet.

Band 4

Regina Dackweiler: »Dienende Herzen« – Schriftstellerinnen des Nationalsozialismus / Mechthild Zeul: Der Abwehrcharakter des Penisneids und seine Bedeutung für das sexuelle und soziale Verhalten der Frau: ein klinischer Beitrag / Barbara Holland-Cunz: Reform – Revolution – Wandel. Transformationsvorstellungen in der feministischen Theorie / Gisela Wülfing: In der Wildnis der Differenz – ohne gesichertes Hinterland / Pia Schmid: Säugling-Seide-Siff. Frauenleben in Berlin um 1800.

Band 5: Vorträge von Luisa Muraro

Der Begriff der weiblichen Genealogie / Die symbolische Ordnung der Mutter / Die Passion der Geschlechterdifferenz (zur italienisch-deutschen Tagung vom Nov. 1989). NEUAUFLAGE in Planung (Vorbestellungen bitte an den Ulrike Helmer Verlag)

Band 6: Genealogie und Traditionen

Vorträge aus der Frauen-Sommerwoche 1989 u.a.: Luce Irigaray: Das vergessene Geheimnis weiblicher Genealogien / Edith Seifert: Zur Frage der psychischen Geschlechtergenealogie / Marianne Schuller: Wie entsteht weibliche Freiheit? / Alexandra Pätzold: An der Grenze von Physis und Metaphysik / Eva Meyer: Die Autobiographie der Schrift / Gerburg Treusch-Dieter: Das Kästchenproblem. Zum Psyche-Mythos bei Freud.

Band 8: Nationalsozialismus / Nationalismus

Beiträge zur Tagung »Prägende Weiblichkeitsentwürfe des Nationalsozialismus« vom März 1988 und zur Tagung »Nationalismus« vom März 1989: Elisabeth Brainin/Marieta Zeug: Arisch ist der Zopf – Jüdisch ist der Bubikopf / Liliane Crips: Die Inszenierung der Weiblichkeit in der NS-Gesellschaft: Deutsche Mutter versus Dame von Welt / Rotraut DeClerck: Zum Verständnis des Nationalismus aus der Sicht Kleinianischer Theorie / Ewa Kobylinska: Der polnische Nationalismus – seine Stärke und Schwäche / Ingeborg Nordmann: Hannah Arendt zum Verhältnis von Nation und Demokratie.

Band 9: Der feministische Blick auf die Sucht

Beiträge zur Tagung »Der feministische Blick auf die Sucht« vom Mai 1990: Christa Appel: Dry out the world – Frauen-Strategien im Kampf gegen die Alkoholgefahren im 19. Jhd. / Ulrike Kreyssig: Drogenpolitik – Frauenpolitik – feministische Politik / Barbara Krebs: Eßstörungen und einige Probleme bei der Entwicklung des weiblichen Körper-Ichs / Irmgard Vogt: Frauen, Sucht und Emanzipation: Selbstbilder und Fremdbilder / Carmen Walcker-Mayer: Mittäterschaft in der Beratungssituation / Cornelia Helfferich: Neue Mythen oder alte Beliebigkeiten oder ...?

Band 10: Körper-Bild-Sprache

Beiträge aus der Frauen-Sommer-Woche 1990 und der Tagung »Die Figur der Mutter: Marie-Claire Boons: Exil in der Liebe / Camille Lacoste-Dujardin: Darstellungen der Mutterschaft im Maghreb / Christa Rohde-Dachser: Das Bild der Mutter in der Psychoanalyse / Gisela Ecker: »Die unversiegbare Milch«: Weiblichkeitsimaginationen und die Figur der archaischen Mutter / Hanne Seitz: Zur Dekonstruktion des Körperbildes in der Bewegung.

Band 11: Suchbilder – Trugbilder

Beiträge aus der Frauen-Sommer-Woche '91 und der Tagung »Das Bild des Vaters: Ilse Modelmog: Formloses und Form. Von Göttinnen, intriganten Weibsbildern und weiblichen Monstern / Chris Weedon: Poststrukturalismus und Feminismus / Barbara Rendtorff: Kleine Mädchen – Körper und Sprache / Christel Eckart: Suchbild Vater. Interpretationen des Tochter-Vater-Verhältnisses aus der Sicht der Töchter / Elfriede Löchel: »Wie findet sie den Weg zum Vater?« Geschichte(n) zu Vatermord und Geschlecht / Mona Singer: Über die Moral und die Grenzen des Verstehens.

Band 12: Drogenkonsum und Kontrolle

Vorträge der Tagung »Der feministische Blick auf die Sucht II« im März '92 von: Christa Appel: Einmal süchtig – immer süchtig?! / Christine Heinrichs: Warum nehmen Sie eigentlich keine Drogen? / Claudia Dieckmann: Maßlosigkeit und Maßhalten in der Arbeit mit Frauen / Irmgard Vogt: Beraterinnen im Konflikt / Margit Brückner: Grenzgänge zwischen Sozialarbeit und Therapie / Birgit Moos-Hofius: Selbstregulation und Selbstkontrolle.

Band 13: Gewalt und Gesetz: Über die nicht-gelungene Zivilisierung der Gesellschaft

Vorträge aus der Tagung »Zur Lage der Nation« 1992 und »Über das Ende einer Illusion« 1993: Marie-Josèphe Dharvernas: Les Dents de la Mer (Die gezahnte Vagina) / Sabine Gürtler: Die Gewalt des Selben und die Macht des Anderen / Barbara Köster: Die Brüderhorde / Ingeborg Nordmann: Über das Gewalttätige am Opferdiskurs / Edith Seifert: Fremdenhaß und Aggressivität in psychoanalytischer Sicht.

Band 14: Zur Krise der Kategorien Frau – Lesbe – Geschlecht (Doppelband)

Vorträge aus der Tagung »daß es die eine Wahrheit nicht gibt – Die Kategorie »Lesbe« im Netz der Diskurse« 1993 und der Frauen-Sommerwoche 1994: Rosi Braiddotti: Gender und Post-Gender: Die Zukunft einer Illusion? / Barbara Duden: Beschämend oder empörend? Überlegungen zum Urteilsspruch zu 218. / Karin Flaake: Zwischen Idealisierung und Entwertung. Homo- und Heterosexualität aus psychoanalytischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive. / Monika Gutheil: »daß es die eine Wahrheit nicht gibt.« Zur Kategorie »Lesbe« im feministischen Diskurs. / Sabine Hark: »Jenseits« der Lesben-Nation? Die Dezentrierung lesbisch-feministischer Identität. / Claudia John: Psychoanalyse und weibliche Homosexualität. / Susanne Möbuß: Weiblichkeitsdefinitionen der Mystikerinnen im Mittelalter. / Judith Butler: Unter Feministinnen: »The Trouble with Gender«. Interview mit Rosi Braiddotti.

Band 15: Materialität – Körper – Geschlecht

Vorträge aus der Tagung »Materialität – Körper – Geschlecht« und der Tagung »Formen weiblicher Befreiungswünsche in der islamischen Welt und in der westlich-christlichen Kultur« (beide fanden statt im Mai 1995): Barbara Rendtorff: Geschlecht und Bedeutung – Über Verleugnung und Rückeroberung von Körper und Differenz / Marie-Luise Angerer: A Delirious Resurrection, Körper – Technologien – Geschlecht. / Mona Singer: Konstruktion, Wissenschaft und Geschlecht. / Waltraud Gölder: Trauer, Lachen und Anderes. / Sigrid Scheifele: Sinnlichkeit und Emanzipation. Überlegungen zur Attraktivität islamistischer Gruppen für Frauen.

Band 16: Gleichheit – Freiheit – Differenz

Vorträge aus der Tagung »Frauenöffentlichkeiten – Frauen in der Öffentlichkeit« und aus der Sommerwoche 1996. Geneviève Fraisse: Zwischen Gleichheit und Freiheit / Eva Waniek: Weiblicher Textkörper. Zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht / Barbara Rendtorff: Das Ich ist nicht das Ich – oder: Der Preis der Freiheit, auch der Frauen / Karin S. Amos: Professionalität und weibliche Identität. Strukturen von Frauenöffentlichkeit amerikanischer Wissenschaftlerinnen in historischer Perspektive / Ingeborg Nordmann: Weibliche Öffentlichkeit – über die Problematik einer Kategorie. Zum Briefwechsel zwischen Hannah Arendt und Mary McCarthy.

Band 17: Geschlecht und Kindheit

Mit Beiträgen aus der Veranstaltungsreihe »Fortbildungen für Erzieherinnen, Lehrerinnen und Mütter«, die von Monika Gutheil und Barbara Rendtorff seit Jahren mit gewisser Regelmäßigkeit durchgeführt wird.

Band 18: Anpassung und Dissidenz

Die Frage nach der privaten und politischen Identität als Frau hört nicht auf, sich zu stellen. Frauen schwanken zwischen dem Bemühen, durch teuer erkaufte Anpassungsleistungen ihre gleiche Berechtigung und Befähigung zur Teilnahme am allgemeinen öffentlichen Machtspiel zu beweisen, und der dissidenten Haltung des »aktiven« Abweichens. Doch reichen beide Strategien letztlich nicht aus, um den Wunsch nach einem weiblichen Subjektstatus, einer sicheren Position im Geschlechterverhältnis Raum und Realität zu verschaffen ...

Band 19: Verführungen und Verfügungen

Die schillernde Bandbreite zwischen Geschlechterverhältnis und Gewalt ist Thema dieses Bandes. Inzestuöse Übergriffe in der Familie, Folgen der Aufdeckung, Strafanzeige ja oder nein – in der Spannung zwischen solcherart teleskopischen Perspektiven einerseits und eher spekulativen Fragestellungen zum Motiv der Gewalt, zu Manien, Sexsucht, Tod auf der anderen Seite manifestiert sich ein deutliches Bild vom Stand unseres Wissens über Geschlecht, Körper und Sexualität.

Band 20: Über das Hervorbringen

Band 20 unterstreicht die Kontinuität unseres Anspruchs, zur Weiterentwicklung der feministischen Theorie beizutragen. So hat er denn auch das Hervorbringen zum Thema. Astrid Nettleing: Sinn für Übergänge / Gisela Jürgens: Vom Genius der Frauen zur Originalität ihrer Werke / Andrea Jahn: »The Making of Louise Bourgeois« / Isabelle Azoulay: Von Kühen und Weibern / Christine Borer: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie.